

DÜSSELDORFER DEBATE

Zeitschrift für Politik · Kunst · Wissenschaft

1/87

Januar

*

Kohl: Ach, hören Sie doch auf, von rechts und links zu reden.

Vogel: Hören Sie doch auf!

Kohl: Wo stehen Sie denn überhaupt?

Vogel: Wo stehen Sie denn?

(Bundestagsdebatte, 26. 11. 86)

*

Redaktion:

Michael Ben, Thomas Neumann

Karl Anton Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 0211/3613360

Agnes Hüfner, Dr. phil., geb. 1938; Publizistin, Düsseldorf.

Hans-Jürgen Krysmanski, Dr. phil., geb. 1935; Prof. für Soziologie, Universität Münster; u.a.: Soziologie des Konflikts 1971; mit P. Marwedel (Hrsg.), Die Krise in der Soziologie, 1975; Gesellschaftsstruktur der Bundesrepublik, 1982.

Hans Platschek, geb. 1923; Maler und Publizist, Hamburg; u.a.: 1981, Retrospektive in Nikolay, Kopenhagen; Über die Dummheit in der Malerei, Suhrkamp 1984.

Michael Schneider, Dr. phil., geb. 1943; Schriftsteller und Publizist, u.a.: Das Spiegelkabinett, Novelle, 1980; Den Kopf verkehrt aufgesetzt oder Die melancholische Linke, Essays, 1981; Nur tote Fische schwimmen mit dem Strom, Essays, Aphorismen und Polemiken, 1984.

Rafael de la Vega, Dr. phil., geb. 1930; Jurist, Literaturwissenschaftler in Gießen; u.a.: Austromarxismus (mit H.J. Sandkühler), 1970; Marxismus und Ethik, 1970; Ideologie als Utopie - der hegelianische Radikalismus der marxistischen 'Linken', 1977.

WRL, Dr. rer. soz., geb. 1951; u.a.: Gegen eine technikkritische Wende im Marxismus, Debatte 5/85.

ISSN 0176-7232

DÜSSELDORFER DEBATTE

Herausgeber: Michael Ben, Peter Maiwald
Karl-Anton-Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, Telefon 0211/3613360
Konto 5717004 Deutsche Bank (BLZ 30070010)

Erscheinungsweise: monatlich (außer Juli/August)
Abo-Heftpreis 12,- DM (einzeln 15,- DM) + Versandkosten
Kündigung mit Dreimonatsfrist zum Ende des jeweiligen Abonnement-Jahres.

Copyright©: Verlag Michael G. von Bentivegni-W. / Anzeigenpreisliste 1/84
Gestaltung: Kurt Weidemann / Satz: DEBATTE / Druck: Plitt, Oberhausen
Vertrieb: INTER-ABO Betreuungs-GmbH, Postfach 103245, 2000 Hamburg 1

Editorial	2
Agnes Hüfner Wahlkreuz	4
Hans Platschek Das wahre Leben	7
Margot Voß Briefe an Heinrich Mann	16
Michael Schneider Das Leben wird ein Epigramm Zwei Szenen zu Georg Büchner	23
Thomas Neumann Minderheitsfähig Über Günter Gaus' Buch »Die Welt der Westdeutschen«	34
Rafael de la Vega Postmoderne Linke? Über die Tragik nicht nur der spanischen Linken II	39
Hans-Jürgen Krysmanski Perspektiven der Gesellschaftstheorie Je größer die Fragen, desto kleiner die Form der Antworten	46
Johannes Kuppe "Neues politisches Denken" auch in der DDR? Dokumentation	51
Immanuel Kant Aus der Vorrede B zur KRITIK DER REINEN VERNUNFT, 1787	57
WRL Optimierung der Arbeitszeit statt Verkürzung Thesen über Materialismus und Technik, 1. Teil	58
Zeitschriftenschau	79

"Auf dem Potsdamer Platz ist ein Zaun gezogen, auf der einen Seite ist Rußland, auf der anderen Amerika und England. Ein tolles Durcheinander", schrieb am 8. September 1948 Margot Voß aus Berlin nach Kalifornien an Heinrich Mann. Mehr über das "Durcheinander" in Berlin kurz nach dem Krieg ist aus den weiteren Briefen der Vossen, die wir abdrucken, zu erfahren.

In diesem Jahr quält die Berliner ein ganz anderes Problem: Wer darf bei wem das 750jährige Stadtjubiläum mitfeiern? Werden die Bürgermeister sich besuchen, und werden diese Besuche am Status der beiden Berlins etwas verändern? Wird die Hauptstadt der DDR den größeren Pomp entfalten, wird Westberlin seine angebliche, staatsrechtlich unsinnige 'Zugehörigkeit zur Bundesrepublik' über dem Hauptstadtrummel vergessen? Sicher ist, daß 1987 DDR und BRD nichts so sehr beschäftigen wird wie diese lästigen Versuche, preußische Traditionen zu erneuern. Wir begnügen uns in der Angelegenheit mit den Berichten der alten Liebe Heinrich Manns aus der Zeit, als es noch ein paar andere Probleme gab: "Auf meiner Tour ist es momentan mieß, alle kaufen sich was zu essen, für Liebe kein Geld da. Aber ich hoffe, daß es bald anders wird, denn es muß sich das gute Essen doch irgendwie auswirken."

*

Das "neue Denken" hat noch kein Ende gefunden und wird so schnell auch keins finden. Zwei Artikel in diesem Heft greifen das Thema wieder auf. Die Vorstellung der gewandelten sozialistischen Theorie in Heft 11/86 der DEBATTE, Neusprech genannt, hat vielerlei Aufmerksamkeit hervorgerufen. In der »Süddeutschen Zeitung« schrieb Ivo Frenzel, die DEBATTE "bringt es immer wieder fertig, alten Geschichten neue Aspekte abzugewinnen". Vermutlich jedoch wird die noch gar nicht so alte Geschichte des "neuen Denkens" im Jahr 87 viele neue Aspekte erscheinen lassen. Denn 1987 feiert nicht nur die DDR ihr Berlin, die Sowjetunion feiert auch den 70. Jahrestag ihrer Revolution. Und dort ist man zur Zeit weniger auf Traditionen bedacht, viel mehr sollen die alten Zöpfe abgeschnitten werden. Argerlich für alle, die der Revolution den Status des Etablierten gegeben haben, aber nicht für die Revolution.

*

Um ein anderes neues Denken bemüht sich WRL. Der zweite Teil seiner Arbeit, den wir im Februarheft drucken werden, beschäftigt sich mit der politischen Ökonomie der Computerrevolution. Vor einem Jahr, als wir uns zum ersten Mal mit diesem Thema auseinandersetzten, stand die Grünfärbung marxistischer Theorien, die sich der neuen Technik zuwandten, zur Debatte. Nun geht es darum, den marxistischen Blick für den gesellschaftsrevolutionierenden Charakter dieser Technik zu schärfen.

Ein Jahr ist eine kurze Zeit, aber es genügt, den Computer auch für uns alltäglich zu machen. Kaum hat die Redaktion mit Hilfe des Page-Maker-Programms den Satz der Zeitschrift in die eigenen Hände genommen, da meldete sich bereits »Page«, die Zeitschrift für professionelles Publizieren mit dem Personal Computer und erfragte unsere Erfahrungen.

*

Insgesamt ist die Presse für die DEBATTE nicht schlecht. Michael Buselmeier schrieb in der »Frankfurter Rundschau«: "In der DEBATTE geht es primär um (letzte?) Chancen linker Politik." Die »Badische Zeitung« schreibt: "Solche unverdrossen aufklärerischen Stimmen, die vor einem ökologischen Irrationalismus, einem Umschlag der Atomdebatte in Alchemie, erpresserischer 'Kindertümelei' und religiöser Mystik warnen, sind selten geworden." "Bedenkenswertes berichtet die Düsseldorfer DEBATTE", fand die »Frankfurter Allgemeine

Zeitung« und meinte den Aufsatz von Scarpetta über Pier Paolo Pasolini. Ebenso sah es »dpa«. Der »Überblick«, die Szenen-Zeitschrift in Düsseldorf informierte ihre Leser zum Thema DEBATTE: "Seit Karl Marx können Kommunisten schreiben." Das ist übertrieben, aber so steht es da.

*

Diese Wahl wird eine 'Schicksalswahl', sagt man in der CDU. Die »DVZ/tat« nimmt ihren Lesern vor der Drohung die Angst: "Die Unionsparteien wollen in die Offensive. Das Drängen auf eine 'zweite Wende' hat aber auch ein defensives Moment: Die erste Runde blieb unbefriedigt." Sollen wir nun wünschen, daß die CDU die Wahl gewinnt und in der Defensive bleibt, oder soll sie den Kampf verlieren, um in die Offensive zu kommen? Nur Analphabeten machen bloß Kreuze. Im 'Computer-Zeitalter' darfs schon etwas mehr sein als Ja oder Nein: Nein.

Aus einem Diskussionsbeitrag des Genossen Matthias Beltz während des SDS-Kongresses »Prima Klima« in Frankfurt am 22. 11. 1986 ca. 15 Uhr:

... Genossinnen und Genossen, es ist doch notwendig, daß wir unser Ziel stets vor Augen behalten. Das heißt, wir dürfen unser Ziel nie aus den Augen verlieren. Wir müssen also konsequent auf unser Ziel zugehen, dürfen dort aber nie ankommen, denn dann haben wir es aus den Augen verloren.

Der Genosse Altvater hat vorhin zu der Ansicht, daß es dem Kapitalismus nahezu reibungslos gut gehe, gesagt, dies sei plattester Ökonomismus. Der Kapitalismus sei nicht irgendeine wirtschaftliche Größe, sondern ein gesellschaftliches Verhältnis. Wir alle seien Teil dieses gesellschaftlichen Verhältnisses. Und könne man denn sagen, daß es uns gut gehe?

Damit hat der Genosse Altvater die entscheidende Entwicklung unserer Geschichte beschrieben: Von der prä-etatistischen Frage Lenins "Wastun?" zur gegenwärtig wichtigsten Frage "Wie geht's?"...

Wahlkreuz

Als die Reihe rororo-aktuell dieser Tage in Bonn, wo einer ihrer Herausgeber sich häufiger aufhält, unfeierlich und doch eigenwillig in einem zum Kulturschuppenumgebauten Vorstadtkino ihr 25jähriges Bestehen feierte, übernahm Fritz J. Raddatz, der sich mit Verleger Ledig-Rowohlt die Erfindung der aktuell-Bände teilt, die Gratulation. Er sprach von der gegenwärtigen Aufgabe der Linken, der Sozialdemokraten und Kommunisten, gegen rechts aufzutreten. Raddatz vor 25 Jahren unerhörte Erwähnung dieser Bündnisfolge stammt von Tucholsky, den er belieh.

Wahrscheinlich geladen, jedenfalls nicht erschienen, war Martin Walser, der im August 1961 im Rowohlt Taschenbuch Verlag einen Sammelband »Die Alternative oder Brauchen wir eine neue Regierung?« herausgab, ein Einzelband, dem wenig später das fällig gewordene »Die Mauer oder Der 13. August«-Buch folgte, herausgegeben von Hans Werner Richter, und somit der eigentliche Start der noch heute erscheinenden Reihe.

Walters Band versammelte neunzehn Schriftsteller und das Ehepaar Aicher-Scholl, die begründeten, warum die seit 1949 regierende CDU durch die SPD abgelöst werden müsse. "Ein traditionelles Gerücht" sagt, schrieb Martin Walser im Vorwort, "die Intellektuellen stünden immer links. Wer die überraschende Einmütigkeit darauf zurückführen möchte, würde in einem Gedanken zweimal irren. Wenn einer weit genug von den Bergen entfernt ist, hält er sie für blau. Der Alpinist kennt eine andere Farbskala, und dann müßte sich ja, wer links steht, nicht unbedingt für die SPD entscheiden. Das haben aber die Autoren die-

ser Aufsätze getan. (...) Vielleicht hat die Einmütigkeit so unterschiedlicher Leute doch etwas zu tun mit gemeinsamen Erfahrungen, die nun, im Wahljahr, zu fast selbstverständlichen politischen Entscheidungen werden."

Die "gemeinsamen Erfahrungen" der Autoren, die Walser damals zusammenführte, lassen sich etwas grob auf den Nenner bringen: die Bundesrepublik droht, ein unbeweglicher, unmoderner Staat im Inneren wie nach außen zu werden. Eine Gesellschaft, die den Anschluß an die neuere Entwicklung der Industrie versäumt, weil sie sich intellektuell auf zu niedrigerem Niveau bewegt, eine Gesellschaft, für die jede Restauration Gefahren birgt, weil die Vergangenheit nichts Restaurationswürdiges enthält, schließlich eine Gesellschaft, die bei Aufrechterhaltung ihrer Feindbilder den Anschluß selbst an die Politik ihrer westlichen Verbündeten verpassen würde.

John F. Kennedy war seit Beginn des Jahres 61 Präsident der USA; in Bonn aber regierte noch immer Konrad Adenauer, inzwischen 85 Jahre alt, und seit 1949 ununterbrochen im Amt. Sein Gegenkandidat für das Kanzleramt von der SPD war der 37 Jahre jüngere Regierende Bürgermeister von Berlin, Willy Brandt, in etwa Altersgenosse Kennedys. Er galt schon auf Grund seiner Biographie als ein Garant dafür, jeder Restauration des konservativ-reaktionären Deutschlands entgegenzutreten. Welche Veränderungen zwischen diesem Jahr 1961 und heute sich ereignet haben, ist nicht aufzuzählen. Eine Kleinigkeit mag die Dimension andeuten. Adenauer konnte seinen Kontrahenten Brandt noch damit desavouieren,

daß er auf dessen uneheliche Geburt verwies; Herrn Brandt, alias Frahm, nannte er ihn.

Bemerkenswert an jener ersten politischen Streitschrift, mit der Schriftsteller, damals ungewohnt genug, sich in einen Wahlkampf einschalteten, sind die sich zu Wort meldenden Generationen. Alle Autoren in Walters Band waren vor 1933 geboren. Die Nachkriegsgeneration kam noch nicht und konnte noch nicht zu Wort kommen. Sie war im besten Fall gerade sechzehn Jahre alt. Die zwischen 33 und 45 Geborenen wurden offenbar nicht gefragt.

Die Sorge der Autoren, die Bundesrepublik verpasse den Anschluß an die Weltpolitik, mehrfach auch derart geäußert, daß die Bundesrepublik dem kommunistischen Lager nichts entgegenzusetzen habe, verrät eine heute irritierende Vaterlandsliebe, die damals gleichwohl ihre - anderen - Gründe hatte. Die Endgültigkeit der deutschen Teilung war eine noch frische Erfahrung. Die Schriftsteller nahmen sie Adenauer übel, und das war, 1961 geäußert, avantgardistisch. Anders vier Jahre später, 1965, als Hans Werner Richter das Experiment wiederholte. Die Schriftsteller, die er versammelte, fragten nicht mehr, ob eine neue Regierung gebraucht werde, vielmehr hieß es nun: "Plädoyer für eine neue Regierung oder Keine Alternative". Die Zusammensetzung der mitarbeitenden Autoren hatte sich verändert; einige frühere, darunter der Initiator Martin Walser, der sich zu jener Zeit "unserem Krieg" in Vietnam zuwandte, blieben fern. Für damalige Verhältnisse wird es überraschend gewesen sein, daß Robert Havemann aus der DDR sich zur Bundestagswahl äußerte. Obwohl als "Stimme der Opposition aus der DDR" geladen, plädierte er für die Anerkennung seines Staates durch die Bundesregierung und erhielt dafür einen Tadel des Herausgebers Richter. Erstmals war mit Christa Reinig eine aus der DDR in die BRD übersiedelte Schriftstellerin dabei.

Auch in diesem Band sind mit einer Ausnahme nur Autoren zusammenge-

kommen, die vor 33 geboren, inzwischen also alle über dreißig Jahre alt waren. Die Ausnahme, Hubert Fichte, Jahrgang 1935. Bemerkenswert ist im Nachhinein, daß kein einziger derjenigen Intellektuellen zu Wort kam, die 1967/68 die Studentenbewegung anführten, also jene politische Intellektuellenbewegung, die bislang in der Bundesrepublik einzigartig war. Man blieb dabei, was Hans Werner Richter im Vorwort anklingen ließ: "Kennedy hat ein wenig von dem vorerzählt, was heute in Deutschland notwendig ist."

Die Wahl von 1961 hatte den erwünschten Wechsel der Regierung nicht gebracht. Daß er kommen mußte, darauf deutete aber immer mehr hin. Inzwischen hatte die DDR-Regierung in Berlin die Mauer bauen lassen, und nichts erfolgte. Mit der Kubakrise erschien am Horizont die Gefahr eines neuen Weltkrieges. In ihrem Gefolge ereignete sich innenpolitisch ein Skandal erster Klasse. Rudolf Augstein, der Spiegel-Herausgeber, wurde unter dem Vorwand des Verdachts auf Landesverrat in Untersuchungshaft genommen. Franz Josef Strauß, damals Verteidigungsminister, auf dessen Eigenmächtigkeit die Verhaftung zurückzuführen war, mußte aus dem Kabinett Adenauer ausscheiden. Und schließlich mußte auch Adenauer noch während der Legislaturperiode sein Amt an Erhard abgeben. Ein grundlegender Wechsel in der Regierung deutete sich an, und er geschah. Die Forderungen der Schriftsteller hatten darauf wohl den geringsten Einfluß.

1966 konstituierte sich die Große Koalition von CDU/CSU und SPD. Bei rororo-aktuell fand seit dieser Entscheidung die Wahlempfehlung der Schriftsteller keine Fortsetzung mehr. Vor der Wahl 1969, die schließlich Willy Brandt ins Kanzleramt brachte, gab den entsprechenden Band Horst Ehmke heraus. Die Autoren, ausschließlich sozialdemokratische Politiker.

Vor der jetzt anstehenden Bundestagswahl haben zwei andere Verlage die Tradition politischer Streitschriften

der literarischen Intelligenz wieder aufgegriffen. Aber schon die Titel der beiden Bücher verweisen auf sehr reduzierte Emotionen. Der Luchterhand Verlag legt einen Band über "literarische Abstimmungen zur Politik vor" und gab ihm den Titel »Wahlkreuz«. Vierzehn Autoren melden sich zu Wort. Der Stern-Buch Verlag bringt einen Band »Schriftsteller über Deutschland vor der Wahl, Wählen - aber wen?«. Von Alternative mit und ohne Fragezeichen ist keine Rede mehr.

Im Stern-Buch kommt noch einmal die alte Garde zu Wort. Sechzehn Autoren, darunter noch immer elf vor 33 geborene, einer vom Jahrgang 35 und nur vier aus der Nachkriegsgeneration, die nun auch schon zwischen vierzig und vierunddreißig Jahre alt sind. Die junge Intelligenz scheint nicht erreichbar gewesen zu sein; keine, keiner, die nach Walsers erster politischen Schrift etwas zu sagen gehabt hätte?

Unermüdlich ist Peter Rühmkorf, der 1961 und 1965 seine Stimme abgegeben hat und nun wieder, ein imponierender Don Quichotte, mit Gründen dabei ist. "Was meine eigene publizistische Arbeit angeht, bin ich auf diesem Gebiet ja schon lange als Warnsirene tätig. Ich komme von der alten Antiatombewegung der fünfziger Jahre her, und ich sehe auch gar keinen Grund, zur Entwarnung zu blasen. Ich war entschieden gegen die Stationierung der Pershings, und ich bin noch entschiedener dafür, daß sie wieder entfernt werden. Bloß nicht sich von der rechts-rechts-reaktionären Presse in Müdigkeit wiegen lassen. Ich bin auch sehr dafür (weil: man soll sich ja nicht immer nur aus dem Gegensatz definieren), daß man dem wie eine Religion über uns verhängten 'Amerikanismus' mit Vorsicht begegnet - also lieber 'n bißchen Abkoppeln, Finger weg und Souveränität in unseren nationalen Gewissensfragen. Ich bin für mehr Heimatpflege und weniger Landesverteidigung. Ich bin radi-

Martin Walser (Hrsg.), Die Alternative oder Brauchen wir eine neue Regierung? Rowohlt 1961. Hans Werner Richter (Hrsg.), Plädoyer für eine neue Regierung oder Keine Alternative. Rowohlt 1965. Wählen - aber wen? Schriftsteller über Deutschland vor der Wahl. Hrsg. von Dieter Gütt. Stern-Buch Verlag 1986. Das Wahlkreuz. Literarische Abstimmungen zur Politik. Hrsg. von Wieland Eschenhagen. Luchterhand Verlag, SL 675, 1986.

kal für die Erhaltung des sozial- und geschichtlich-kulturell geprägten Lebens - wenn auch nicht mit der gleichen Emphase für das Ungeborene, für das sich unsere konservativen Erstschlagmystiker krummlegen wie die Embryos. Na, sagen wir, wie die Engerlinge. Ich verfechte - ja, doch, verfechte - schon seit einigen dreißig Jahren einen linkspatriotischen Kurs, auf dem Deutschland-Deutschland so gesungen werden kann, wie es wirklich vom Herzen kommt: das heißt, hier 'ne Herzklappe, da 'ne Herzklappe, und dazwischen möglichst kräftig ausgebildete Bindestrich-Blutgefäße. Neu ist an diesem Band einzig, daß inzwischen vier der sechzehn Autoren aus der DDR stammen.

Anders sieht es bei Luchterhand aus. Unter den vierzehn Autoren wurden elf nach 1945 geboren, immerhin die Mehrheit. Doch geändert hat sich eigentlich etwas anderes. War die SPD 1961 und auch 1965 noch die Alternative, die Entscheidung für sie eine Entscheidung für die moderne Gesellschaft, für die Liberalisierung der Ostpolitik, so ist sie den bei Luchterhand vereinigten Autoren heute eine ebenso etablierte Partei, wie die anderen es auch sind. Und vermutlich zu Recht.

Die Bundesrepublik wurde in ihren ersten sieben Jahren weitgehend von der CDU regiert. Drei Jahre hatten wir die Große Koalition. Dann stellte die SPD dreizehn Jahre lang den Kanzler. Und nun ist wieder die CDU dran. Der alte Schwung ist raus. Die Modernisierung hat sich vollzogen, jeder konnte einmal zeigen, wozu er fähig ist. Wir haben alles an modernen Waffen im Land, was auf der Welt zu bekommen ist, alle industrielle Technik einschließlich ihrer Umweltwirkung, die entwickelt wurde. Alle unsere Flüsse sind ungenießbar. Also ist es keine Überraschung, daß die Autoren, gefragt, wie sie heute entscheiden würden, sich in Satiren flüchten. Sie neigen gegen grün, mögen es aber nicht mehr als Alternative anbieten.

Hans Platschek

Das wahre Leben

1.

Der amerikanische Maler Robert Rauschenberg hat eines Tages, wahrscheinlich weil man ihm über Gebühr mit Fragen zusetzte, einen Ausflug in die Philosophie unternommen. Was er von dort mitbrachte, machte vor ein paar Jahren die Runde, und mittlerweile hört es sich weder klüger noch klarer an. Malerei, so sagte er, beziehe sich gleichermaßen auf Kunst und Leben; keines von beiden, so sagte er, sei machbar; er bemühe sich, so sagte er, tätig zu werden in der Kluft zwischen beiden. An Versuchen, diesen Spruch zu deuten, hat es nicht gefehlt. Zumal der Begriff des nichtmachbaren Lebens wirft die Frage auf, welche Rolle es in solch einer rüden Antinomie spielt. Die der regellosen Unmittelbarkeit? Die Antwort stellt sich von selbst ein, wenn man sich kurz ins Gedächtnis ruft, was Rauschenberg damals malte. Kunst, so scheint es, sind die informellen Schlieren und Laufer auf seinen Bildern, Leben, so scheint es, sind die aufgedruckten Fotografien.

Daß einer so sorglos die äußere Wirklichkeit und deren Abbilder anhand von ein paar Fotos auf ein und denselben Nenner bringt, der schlicht das Leben heißt, kommt nicht von ungefähr. Dergleichen muß bereits vor gut hundertfünfzig Jahren im Schwange gewesen sein, denn anders läßt sich, um nur ein Beispiel zu nennen, Baudelaires Wüten gegen die Fotografie nicht erklären, sein Abscheu vor Leuten, die in der exakten Wiedergabe der Dinge etwas Wünschenswertes sahen. Deren Gebete, so lautet sein berühmt gewordener Ausruf, hat ein rächender Gott erhört, und Daguerre ist sein Prophet. Von den Gebeten selbst, wenn man sie so nennen will, berichtet die Überlieferung so gut wie nichts. Es läßt sich aber denken, daß um 1850, als Fotos zum erstenmal massenhaft in Umlauf kamen, die meisten Erwerber ebenso sorglos wie Rauschenberg über deren Lebendigkeit redeten, mit einem Unterschied allerdings: das so gespiegelte Leben dürfte damals nicht den Verweis enthalten haben, es sei nicht machbar. Gerade diese Machbarkeit wurde von den Fotografen auf das Nachdrücklichste zur Schau gestellt, weil offenbar die Technik in keinem Widerspruch zum Leben stand, das sie vorführte.

Derjenige, der die Technik auf eine Massenproduktion umstellte, spielt in der Geschichte der Fotografie eine Art Schurkenrolle. Sein Name ist André Adolphe Disdéri, und mit ihm tritt, in Sachen Fotografie, der Unternehmer auf. Im Gegensatz nämlich zu seinen Vorläufern, den Nadar, Le Gray, Talbot oder Hill, legte Disdéri wenig Wert darauf, mit dem Apparat eine neue Kunstgattung zu schaffen, und der damals schwelende Streit, ob die Fotografie Kunst sei oder nicht, kümmerte ihn kaum. Disdéri hatte den Fortschritt auf seiner Seite: während Nadar und Le Gray noch kostspielige Metallplatten belichteten, deren Format an das der Gemälde heranreichte und nur zwei, drei Abzüge zuließ,

kam Disdéri der Einfall, das bereits erfundene Glasnegativ für Aufnahmen zu benutzen, die so groß waren wie eine Visitenkarte und ein gutes Dutzend Abzüge lieferten. 1854 meldete er die *carte de visite* zum Patent an und richtete eine Bilderfabrik ein, in der ein jeder für zwanzig Francs, ein Viertel dessen, was bisher eine einzige Aufnahme gekostet hatte, sein Konterfei in zwölfacher Ausfertigung erstehen konnte.

Hier nun kommt, über einen Umweg, das sogenannte Leben ins Spiel. Die lieferbaren Quantitäten zwangen Disdéri, sich Gedanken über die Qualität seiner Fotos zu machen. Sein Problem bestand darin, daß zu ihm nicht mehr, wie zu Nadar und Le Gray, Charakterköpfe ins Atelier kamen, denen das Selbstbewußtsein ins Gesicht geschrieben war, sondern brave Bürger, Vertreter des *juste milieu*. Ihnen zu einem Gesicht zu verhelfen, zu einer schon auf den ersten Blick überzeugenden Lebendigkeit also, überstieg selbst Disdérís Talente in einem solchen Maß, daß er sich genötigt sah, vom Nichtssagenden der Gesichter mithilfe jener Gegenstände abzulenken, die er vor, hinter und neben den Kunden ins Bild zu stellen pflegte. Disdérís Ruhm war der des Arrangeurs; seine Bildnisse sollten über den Rang, den Beruf und, vor allem, über die Vorstellun-gen Auskunft geben, die sich der Porträtierte von sich selber machte. Der Stil ist hier der Gegenstand: Disdéri fotografierte nicht Leute, sondern jeweils andere Zusammenstellungen von Requisiten, von Säulen, Sesseln, Faltenvorhängen und Ziertischen, zwischen denen, als ein weiteres Requisit, die Figur zu stehen kam.

2.

Mit einem Wort: so lebendig war das Leben in keiner Weise. Disdéri hat sich darüber keine Illusionen gemacht: er hat, vielmehr, seinen Stil mehrfach als Kunststück analysiert, und eine Gebrauchsanweisung in sechs Punkten, besser: ein Geschäftsprogramm, gibt darüber Auskunft. Punkt eins lautete: angenehmes Äußeres, Punkt zwei: allgemeine Klarheit, Punkt drei: Schatten, Halbtöne und Helligkeiten gut herausheben, Punkt vier: natürliche Proportionen wahren, Punkt fünf: in den Schatten Einzelheiten sichtbar machen und Punkt sechs: Schönheit. Punkt eins und sechs also, das angenehme Äußere und die Schönheit, sind die Zwecke, zu denen die übrigen, eher technischen Anweisungen beitragen. So lakonisch die Aufzählung auch klingt, sie ergibt mit ihren Haupt- und Nebenkriterien eine Nutzästhetik, die über lange Zeit hinweg, obwohl ihr Verfasser längst vergessen ist, von ihrer Gültigkeit nichts eingebüßt hat. Ein Blick auf B-Filme oder Hitparaden, in bunte Illustrierte oder Versandhauskataloge zeigt, daß Disdérís Worte goldene Worte gewesen sind.

Eine Nutzästhetik allerdings ist kein gesichertes Allgemeingut, auch wenn sie sich über Jahre hinweg am Leben hält. Gerade den Massenmedien gerät die Warenform ihrer Produkte immer wieder zum Inhalt, was sich bei Disdéri mit einer noch klassischen Naivität äußert. Sie kann ein Massenmedium heute nicht mehr in Anspruch nehmen. Auch ein Hollywoodproduzent weiß, selbst wenn er lediglich schnelles Geld im Sinn hat, daß er immaterielle Güter vertreibt, und seine Schwierigkeit besteht darin, diese Güter so zu kennzeichnen, daß sie das schnelle Geld einbringen. Disdéri hatte es leichter: er sprach vom angenehmen Äußeren und von Schönheit, was für heutige Verhältnisse zuviel und zuwenig ist. Denn die Frage, was angenehm wirkt und was nicht, kann Unruhe in die Medien tragen, und ihrer wird man nicht anders als zu Disdérís Zeiten dadurch Herr, daß man die geläufigen Vorstellungen von Schönheit reproduziert, gleichgültig ob sie nun Schönheit oder anders heißen. Nur sind solche Vorstellungen zwieschlächtig: ist Schönheit ein so kompakter Begriff, daß er sich ohne weiteres als Übereinkunft vertreiben läßt?

Schon bei Disdéri läßt sich feststellen, woher er seine Schönheitsvorstellungen bezog: von der damals gängigen Salonmalerei nämlich, an deren Spitze Delacroix und Ingres standen, deren Schluß ein Horace Vernet und ein Ary Scheffer bildeten. Hier empfiehlt sich allerdings eine Umkehrung: Vernet und Scheffer konnten sich einer ungleich größeren Beliebtheit rühmen als ihre Kollegen, die in die Kunstgeschichte eingegangen sind. Zumal Vernet war ein Tastemarker mit seinen genau gemalten, fest umrissenen Gestalten oder Gegenständen, deren Dinghaftigkeit nur so ins Auge sprang. Dieser Disdéri der Malerei fertigte genau den Bildtyp an, um dessentwillen die Besucher in den Salon strömten. Dort notierte Heine 1831 den Ausspruch eines elsässischen Korporals: "Was ist die Malerei für eine große Künstlichkeit! Wie treu ist das alles abgebildet! Wie natürlich gemalt ist der Tote, der dort auf der Erde liegt! Man sollte darauf schwören, er lebt!"

3.

Genauso hätte es Rauschenberg ohne seinen philosophischen Ausflug sagen können. Schon das Verbogene solcher Sprüche bezeugt, in welchem Maß der Natürlichkeit als Stilprinzip, dem sogenannten Leben also, Grenzen gesetzt sind. Nicht daß dieses Leben eine Täuschung ist zählt in erster Linie, sondern, weniger gemeinplätzig, die Tatsache, daß die Täuschung nur solange in Kraft bleibt, als man übereinkommt, so und nicht anders sehe das Leben aus. Aber gerade das Bürgertum hat sich oft nur der Bequemlichkeit halber auf derartige Absprachen eingelassen. Marx, der im »Brumaire« angesichts geschichtlicher Kämpfe die Unterscheidung zwischen Vorstellung und Realität trifft, will auch im Privatleben zwischen dem unterscheiden, was ein Mensch von sich meint und sagt, und dem, was er wirklich ist und tut. Denn sogar der privat Lebende, der den Dingen ins Gesicht sehen will, kann sich mit Formeln wie Schönheit oder angenehmes Äußeres nicht bescheiden; sobald er sich aber damit nicht bescheiden kann, bringt er das immaterielle Gut in Verruf, daß ihm die Medien zugedacht haben. Wie schön nämlich sind die Tatsachen, wie tatsächlich ist die Schönheit? Schon Disdérís Requisiten konnten nicht völlig davon ablenken, daß ein Staatsmann wie Thiers auf dem Foto in einer hoffnungslosen Weise mittelmäßig aussah, wie auch Hollywood die Erfahrung nicht erspart blieb, derzufolge das Schicksalssymbol, das Julie Andrews hieß, die Schickslichkeit, bevor sie »Victor/Victoria« drehte, durch ein ebenso hoffnungsloses Mittelmaß ins Lächerliche zog. Folglich stellt sich selbst für B-Filme, Hitparaden, bunte Illustrierte oder Versandhauskataloge von Zeit zu Zeit die Frage, ob es der Branche nicht zuträglich wäre, Disdérís Gebrauchsanweisungen neu zu formulieren.

Disdéri kann hier abermals als Vorbild gelten. Im Gegensatz nämlich zu Heines Korporal oder den Rauschenbergs seiner Zeit, hat er sich weder um das Leben noch um die große Künstlichkeit gekümmert; seine Aufmerksamkeit richtete sich vielmehr auf den Apparat. In gleicher Weise kann man im Verlauf ihrer Geschichte feststellen, daß gerade die visuellen Medien ihre kritischen Augenblicke durch einen Rückgriff zu überwinden suchten: nicht mehr die äußeren Wirklichkeiten, sondern die Realität der Apparate sollte von Fall zu Fall die Produkte bestimmen. In den letzten zwanzig Jahren ist diese Umstellung nahezu zur Regel geworden. Mehr denn je rückt die Machbarkeit in den Vordergrund, und der Hinweis auf die technischen Gegebenheiten der Fotografie, des Films und des Fernsehens übernimmt die Rolle dessen, was Disdéri in seinem Programm auf andere Weise festhielt. Es liegt auf der Hand, daß hier eine alte ideologische Not, die Not, den Schein und die Tatsachen auf einen Nenner zu brin-

gen, zur Tugend einer Avantgarde geworden ist, deren Datierung, je nachdem von welchem Medium man spricht, verschieden ausfällt.

Die ersten Beispiele findet man abermals in den Künsten, bei Cézanne etwa, der in seinen Motiven vorführte, wie sehr sie an die Erfordernisse der Malerei gebunden waren, soweit, daß er in den Aquarellen, sobald das Motiv sich diesen Erfordernissen zu entziehen drohte, das Papier weiß ließ. Deutlicher kann die Materialität des Kunstwerks als Hieb gegen überkommene Sehgewohnheiten nicht zutage treten. In der Literatur hat Valéry einen Schulfall mit der Einleitung in die Methode Lionardos geliefert, in der er den eigentlichen Text mit Randnoten verbesserte, erweiterte oder gar in Zweifel zog und so mit dem Geschriebenen das Schreiben selbst darstellte. Sehr früh schon sind ein paar Außenseiter der Filmindustrie auf die Priorität der Apparate gekommen. Erst einmal übernahm der Film die Methode eines alten Mediums, des Theaters: in Studios wurden Szenen geprobt, gestellt und daraufhin durchlaufend, je nach der Länge der Filmtrommel, abgedreht. Es gab nur die Totale als Einstellung, so als spielte sich das Ganze auf Distanz, auf einer Bühne ab. Heute noch sind Fernsehfilme (MAZ) mit wenig echten Schnitten in "Takes" hergestellt, wobei die Bilder verschiedener Kameras *gemischt* werden. Demgegenüber stehen die Versuche von Griffith etwa oder von Stroheim, die mit »The Birth of a Nation« und »Greed« den Schnitt und den Einstellungswechsel ins System hoben, die Filmarbeit also in ihre eigentümlichen und technischen Phasen zerlegten.

4.

Es ist bekannt, daß Hollywood seinen Pionieren wenig Dankbarkeit gezeigt hat. Stroheim hat nach der Verstümmelung von »Greed« durch den Produzenten keine eigenen Filme mehr gedreht, Griffith wurde mit der Bemerkung fallengelassen, er sei dem Persönlichkeitskult erlegen und begriffe nicht den Unterschied zwischen einem Künstler und einem Rechenkünstler. Georges Sadoul hat es auf eine handfeste Formel gebracht: Hollywoods Gesetz des Geldes hat seinen Gründer vernichtet. Was allerdings nicht vernichtet wurde, waren dessen Arbeitsmethoden, mehr noch: sie kamen zunehmend dort zur Anwendung, wo es um die Darstellung herkömmlicher Fabeln oder eines Schicksalssymbols ging. Das einmal Neuartige stand in keinem Widerspruch zu den Eindeutigkeiten, von denen der Film lebte, es machte, im Gegenteil, die Eindeutigkeiten reizvoller. Heute kann ein Disdéri, ohne die geringste Verwirrung zu stiften, als Griffith oder als Stroheim auftreten, wenn er Gefahr läuft, Langeweile zu verbreiten, und ein Griffith, der sich aufs Rechnen versteht, als Disdéri. Der englische Filmer Richard Lester hat nicht nur Jungfilme, sondern jahrelang Werbestreifen hergestellt.

Kurz: an die neuen Sprachmittel schloß sich eine Rangerhöhung der Geräte an. Brecht hat einmal gesagt, die Filmtechnik an sich wäre primitiv und von jedermann in vierzehn Tagen zu lernen: so, das ist wahr, spricht ein Ketzer. Denn mit der Nobilitierung des technischen Rüstzeugs kam etwas zu Ehren, das Cousins L'Art pour l'Art aufs Haar ähnelte. Schon 1930 schrieb Bela Balasz den zwiespältigen Satz: "Es gibt nichts Subjektiveres als das Objektiv". Wie immer Balasz das auch gemeint haben mag, mittlerweile ist das subjektive Objektiv zum Lehrsatz geworden. Rund dreißig Jahre später formulierte MacLuhan seine berühmte Sentenz, das Medium sei die Botschaft. Beide, Balasz und MacLuhan, geben lediglich eine Entwicklung wieder, in deren Verlauf die Medien immer nachdrücklicher auf sich selbst verwiesen haben, so als wäre keiner da, der sie bedient und keiner, der ihre Produkte bezieht. Die Selbsterhebung kann in die Produkte eingreifen. Sprichwörtlich geworden sind jene Streifen der *Nouvelle Vague*, die nicht allein durch die Zitate alter Muster dem Film zur

eigenen Klassik verhelfen, sondern auch, wie bei Godard, das Filmen selbst im Film vorführen. Eine Szene in »Lion's Love« von Agnes Varda zeigt eine Laiendarstellerin, die mit der Aufgabe nicht zurechtkommt, einen Selbstmordversuch zu spielen, worauf die Varda die Aufnahme unterbricht, ins Bild kommt und das Gewünschte vorführt.

Ganz ohne Theorie geht das nicht ab. Sie zu liefern hat sich Marshall MacLuhan zur Aufgabe gemacht, wobei man unterscheiden muß zwischen den Analysen, zu denen MacLuhan sehr wohl fähig ist, und den bis zum Schwachsinn eskalierenden Glaubenssätzen, von denen zumal sein Buch »The Medium is the Message« strotzt. Eine seiner sachlicheren Feststellungen sollte man genauer untersuchen. Wo nämlich Disdéri das angenehme Äußere oder die allgemeine Klarheit ins Programm aufnahm, nach der unausgesprochenen Regel, daß der Kunde König, wenn auch nur ein König unter Requisiten sei, setzt MacLuhan eine "starke Beteiligung und Einbeziehung der Gesamtperson" voraus. Was es mit der Beteiligung auf sich hat, erklärt er mit einer technischen Gegebenheit, derzufolge das Fernsehbild aus hellen und dunklen beziehungsweise farbigen Punkten besteht und deshalb ein zweidimensionales Sehen erfordert. "Das Fernsehbild", so schreibt er, "verlangt in jedem Augenblick, daß wir die Lücken im Maschennetz durch angestrenzte Beteiligung der Sinne förmlich schließen, die zutiefst kinetisch und taktil ist, weil Taktilität eher das Wechselspiel der Sinne bedeutet als den isolierten Kontakt der Haut mit einem Gegenstand."

Man strapaziert diese Äußerung in keiner Weise, wenn man sie aus dem technologischen Bezug löst. Was nämlich für die Punkte gilt, aus denen das Fernsehbild zusammengesetzt ist, gilt in gleichem Maß, sei es im Fernsehen, sei es im Kino, für die vorgeführten Bilderfolgen. Schon Griffith hatte herausgefunden, daß ein Film aus Einzelteilen besteht, und sein Problem, das später auch Eisenstein beschäftigt hat, lag darin, die Bildstücke in einen erzählerischen Zusammenhang zu bringen. Dabei kam eine Dialektik von Sinngebung und Bildlichkeit ins Spiel: von Verabredung einerseits, die der Bilderfolge eine der Handlung gemäße Bedeutung zuschrieb, und von Augenfälligkeit andererseits, die das Wiedergegebene ebenso dinglich wie nichtbedeutend vorwies. Aber bei Griffith lag der Akzent auf der Verkettung, und wenn Benjamin die Tatsache verzeichnet hat, daß der Assoziationsverlauf dessen, der solche Bilder sieht, sofort durch ihre Veränderung unterbrochen wird und darauf die Schockwirkung des Films beruht, die wie jede Schockwirkung durch gesteigerte Geistesgegenwart aufgefangen sein will, so sprach er natürlich von einem Film, der, bei aller Ungebräuchlichkeit, das Erzählerische nicht außer acht ließ. Wer sich einen solchen Film ansah, hatte eine Art Nebenarbeit zu verrichten, dadurch nämlich, daß er den unterbrochenen Assoziationsablauf im Kopf wieder herstellen und das Gezeigte in seinen Erfahrungsbereich einordnen mußte.

5.

Mittlerweile ist die Verkettung nicht mehr selbstverständlich. In den sechziger Jahren kam ein Filmtyp ins Kino, der, obgleich auf schnelles Geld aus, keiner Innovation etwas schuldig blieb. Auf seine Weise hat er Schule gemacht: selbst Hitparaden werden nach seinem Muster angefertigt. Diesen Bilderfolgen ist eines gemeinsam: Sinngebung und Bild fallen in einer Weise auseinander, daß der Zuhörer bei aller Geistesgegenwart zunächst einmal bunte Zufälligkeiten wahrnimmt, eine Kette von Unterbrechungen also, die von ein paar Fixpunkten, mal ein Höhepunkt der Handlung, mal das wiederkehrende Personal, mal ein musikalisches Motiv, durchschossen sind. Sie anzusehen setzt Aufmerksamkeit voraus, die selbst die Anforderungen alltäglicher Straßensituationen übersteigt. Nicht allein, daß die Fixpunkte über verschiedene Sinnesbereiche

ausfindig gemacht werden müssen: es sind Fixpunkte auf Abruf, deren Wechsel immer schneller vonstatten geht. Am Ende ist die Geschwindigkeit der Bilder Selbstzweck und der Sog, den sie erzeugt, ein Zwang, der ebenfalls nur auf sich selbst verweist.

Sei es, daß ein Film von Lester oder von Godard zur Debatte steht, sei es ein *James Bond*-, *Matt Helm*- oder *Napoleon*-Solostreifen: die Beteiligung des Zuschauers läuft darauf hinaus, daß die ehemalige Nebenarbeit eine Hauptarbeit geworden ist. Weil der Filmer ständig darauf aufmerksam macht, was alles er mit seinen Apparaten bewerkstelligen kann, und dem Zuschauer, wie einem Kunden, eine Musterkollektion von Schnitten, Überblendungen, Zooms und Schwenks anbietet, fordert er ihn auf, die Kollektion ebenso sprunghaft zur Kenntnis zu nehmen. Dabei wechselt auch die Identifizierung: das Schauspiel wird nicht verfremdet und damit die Identifizierung auf den Inhalt übertragen, es wird auch nicht, nach älterem Brauch, mit Humphrey Bogarts oder Gary Coopers aufwarten, mit denen sich der Zuschauer auf Anhieb identifiziert. Vielmehr verlagert sich das Ganze in die Technik: bald ist der Zuschauer Regisseur, bald Kameramann, bald Tonmeister; Zuschauer ist er nur nebenbei. Der rasche Bildwechsel tut ein übriges, daß die Bedeutungen vollends als Randerscheinungen registriert werden, wobei es auf sie zuallerletzt ankommt. Lesters Filme sind, bei wiederholtem Ansehen, bis zur Unerträglichkeit läppisch. Godards Politfilme in ihrem Chaos unpolitisch. Die Beispiele lassen sich reihen. Es ist kein Zufall, daß sich Godard mit Zwischentiteln aus dem Bilderstrudel heraushelfen muß, sobald er auf ein Minimum von Reflexion Anspruch erhebt.

Woran also ist der Zuschauer beteiligt? Am Film als Zeugnis der Machbarkeit? Was aber heißt, genau genommen, Machbarkeit für den Zuschauer? Denn die technische Musterkollektion vor seinen Augen ist bereits gefilmt worden, folglich ist sein Anteil als Regisseur, Kameramann oder Tonmeister die gleiche Fiktion, die ihn ehemals mit dem Leinwandhelden durch die Prärie reiten ließ. Denn so, wie er ihn sieht, ist der Film nicht gemacht worden: er ist auf eine ganz andere Weise als auf die sichtbare zustande gekommen. Pudowkin hat einmal erzählt, daß er in seinem Film »Die letzten Tage von St. Petersburg« eine Dynamitexplosion zeigen wollte, die abzufilmen ihm allerdings nicht gelang, obwohl er massenweise Dynamit sprengen ließ. Die Explosion war seinen Worten nach außerordentlich, nur nicht auf dem Zelluloid. Folglich mußte er die Szene synthetisch herstellen: mit den Bildern eines stark rauchenden Flammenwerfers, in die er rhythmisch Bilder einer Magnesiumflamme montierte und dazwischen wiederum eine Flußaufnahme in einer ganz bestimmten Beleuchtung. Was also auf der Leinwand wie eine Explosion aussah, war alles Mögliche, nur eben keine Explosion.

6

Das Machen des Zuschauers ist also eine Rolle, die der wirkliche Macher ihm anträgt. Damit jedoch, daß man sie als eine Ersatzhandlung definiert, ist noch nicht alles gesagt. Die fiktive Beteiligung setzt eine wirkliche Beteiligung außer Kraft. Die Bilderflucht nimmt den Bildern selbst den Rest an Bedeutung oder an Information, den sie als Einzelstücke enthalten können. Wenn Lester in »Petulia« die Handlung aufsplittert, so ist das eine Sache, eine andere aber bleibt die Aufsplittung der einzelnen Bildsymbole bis zur Unkenntlichkeit. Sie rührt von der Methode her, Dinge abrupt ins Bild zu setzen, sie ebenso abrupt aus dem Bild zu jagen und die Verkettung in einer Weise zu suspendieren, daß dem Zuschauer nahegelegt wird, er könne sie, sofern er die bunten Zufälligkeiten auf ihre Machbarkeit hin verfolgt, von sich aus in Gang bringen. Diese Suggestion jedoch kann nicht eingelöst werden.

Abgesehen davon, daß es sich, um beim Beispiel zu bleiben, gar nicht lohnt, der Bedeutung von »Petulia« nachzugehen, weil es sich um einen Lore-Roman handelt: das Wechselspiel der Bildreize bedeutet, sobald es wirksam wird, eine Entalphabetisierung. Das Wahrnehmen ist entäußert, es verhält sich zum Schauspiel negativ, dadurch nämlich, daß es seinerseits auf Bedeutungen verzichtet. Mehr noch: die Beteiligung, wie sie von MacLuhan und anderen propagiert worden ist, läuft auf eine Neufassung der Lipps'schen Einfühlung samt Einschüchterung durch Elektronik hinaus. Schon Lipps legte Wert darauf, daß ein ästhetisches Objekt nur insofern existiert, als es von der Tätigkeit des Beschauers "durchdrungen" ist. Ästhetischer Genuß, so lautete seine Formel, ist objektivierter Selbstgenuß. Anders würde es auch MacLuhan nicht ausdrücken. Woringer hat es denn auch nicht schwer gehabt, zu beweisen, daß die Einfühlung eine Vertrauensseligkeit gegenüber der Außenwelt, ja eine naive Naturgläubigkeit voraussetzt, wie sie, unseren Beispielen gemäß, Rauschenberg und der elässische Korporal an den Tag gelegt haben. Daß man sie plötzlich in Zusammenhang mit jenen Film- und Fernsehstreifen wiedertrifft, die keiner Innovation etwas schuldig bleiben, ist nur auf den ersten Blick ein Paradox. So ungebräuchlich sie auch aussehen mögen: was sie mit Disdéri's Arrangements verbindet, ist der unausgesprochene aber deutliche Hinweis, so sehe, trotz aller Künstlichkeit, das Leben nun einmal aus. Es ist ein Leben in Bildern, die darauf angelegt sind, Bedeutungen und Zusammenhänge, die bildhaft nicht festzuhalten sind, abzuweisen.

Hier steckt der Haken dessen, was ein Modewort die visuelle Kommunikation heißt. Man kann es mit einem Beispiel aus der Malerei illustrieren. Wenn Böcklin Nixen und Tritonen im Gewässer malte, wollte er auf seine Weise sagen, daß diese Scheinseligkeit so natürlich sei, wie Heines Korporal es ja verlangte. Gegen die Scheinseligkeit hat sich die moderne Kunst gewandt: mit Auflösungen, Reduktionen und einem steten Verweis auf die materielle Zusammensetzung solcher Bilder. Von den Nixen und Tritonen blieben am Ende nur Formen und Farben übrig, die immerhin, als Verneinung derartiger Aufmachungen, triftiger waren als Böcklins mythisches Personal. Das Verfahren ist, MacLuhans Beobachtung entsprechend, vom alten Medium Malerei auf die neuen Medien übertragen worden: falsche Bilder sollten mit Nicht-Bildern und mit Bildsplintern korrigiert werden. Den Medien tat es Abbruch: Metaphern sind nicht ihre Sache. Weder Godard noch Lester oder wen immer man zitieren will sind auf den allerdings banalen Gedanken gekommen, die falschen Bilder durch richtige zu ersetzen.

7.

Nun verlangen, wie jeder weiß, richtige Bilder ein richtiges Denken. Die visuellen Medien, Fotografie, Film oder Fernsehen, enthalten oft Dinge, über die der Hersteller nicht immer glücklich ist. Während Horace Vernet nicht allein was er zeigen wollte auf die Leinwand brachte, sondern was er nicht zeigen wollte einfach wegzulassen instande war, kannte die Fotografie beispielsweise ein solches Eliminationsverfahren nicht. Schon in den alten Fotos häufen sich die Dinge, die, weil die Kamera mehr registriert als das Auge, hinterrücks festhielten, was ein Disdéri zu kaschieren keine Mühe scheute. Der »Spiegel« Nr.46/86 zeigt, nach einem Buch von Alain Jaubert, Beispiele von Dokumentarfotos, auf denen man politisch unliebsame Personen wegretuschiert hat. Verräterisch indes sind die Überbleibsel: eine falsche Perspektive, ein stehengebliebener Schlagschatten, Dubceks Schuhspitze. Etwas Ähnliches geschieht im Fernsehen: so punktuell eine Information auch immer in Umlauf kommt, sie enthält Hinweise, die sich nicht so ohne weiteres in Metaphern, in Zooms, in Schwenks, in Schnitte auflösen lassen. Auch hat der Zuschauer gelernt, die

Leerstellen zu überspringen und die Schockwirkungen nach dem Muster: Zoom-auf-brennende-Ruinen außer Kraft zu setzen. Er kann das zweidimensionale Sehen, wie MacLuhan es nannte, in andere Dimensionen bringen. Das zu verhindern ist kein Kinderspiel. Denn löst man die Punkte übermäßig voneinander, bleibt die Information auf der Strecke. Steigert man dagegen die Schocks, ist das Ergebnis jener "Skandal des Wörtlichen", von dem Roland Barthes einmal gesprochen hat: er bleibt im Wörtlichen stecken.

Folglich tritt, nicht anders als in Disdérís Fotoatelier, das Requisit in den Vordergrund. Pointiert gesagt: auch dort, wo eine schlichte Nachricht auf dem Bildschirm erscheint, hat ein Pudowkin die Hand im Spiel. Es treten Bilder als Realien in Erscheinung, und das Reale illustriert weniger die Sache selbst als deren Glaubwürdigkeit. Es ist jedoch kein Faktum, das den Bildschirm füllt, sondern ein Augenschein, den man, wie Lesters oder anderer Bildsplitter ebenso gut als bunte Zufälligkeit ansehen kann. Fielen vor kurzem die Wörter Bolivien und Kampf gegen den Drogenanbau, so erschien ein Hubschrauber über einer Dschungellichtung, der, im Gegensatz zu Pudowkins Explosion, zwar ein echter Hubschrauber über einer echten Lichtung war: als Bild jedoch bezeichnete er keine Situation, er bezeichnete, im Gegensatz zu Pudowkins Montage, sich selbst. Das Ereignis ist nicht nur, wie bei Disdéri, von Requisiten umstellt, es ist von sich aus Requisit, soweit, daß eine Panne in der Vorführung, ein stotternder Reporter, ein Riß im Film, ein Passant, der beharrlich sein Gesicht vor die Kamera hält, bedeutungsvoller wirken als die Sache selbst.

Es gibt überdies keine Sache selbst, die gravierend genug wäre, denn dem Bildwechsel im Kino entspricht ein Themenwechsel, der jede Verknüpfung aussetzt. In Amerika wird eine Sendung zusätzlich von euphorisierenden Reklameeinblendungen unterbrochen, was oft absurde Reihungen ergibt. Diesem Surrealismus soll der Satz entgegenwirken, das Medium sei die Botschaft: wenn das Medium die Botschaft ist, wird das Ereignis, das ihr Anlaß war, zum ästhetischen Moment, zum Zubehör, in dessen Handgreiflichkeit nichts anderes steckt als ein Sachwert. Bernward Wember hat anläßlich einer medienkritischen Sendung in einem Filmstück über Nordirland eine Häusersequenz ausgetauscht: anstatt Häuser in Belfast hat er Häuser in Mainz zwischengeschnitten. Hätte er nicht eigens darauf hingewiesen, es wäre nicht aufgefallen. Der *Foto-Scanner* kann, darüber hinaus, falsche Bilder derart mit Falschem ergänzen, daß am Ende ein *Simulacrum* herauskommt, das ganz und gar die Züge wahren Lebens zeigt. So erscheinen Landschaften mit ihnen wesensfremden Gegenständen, der Eiffelturm etwa neben den Pyramiden oder der Kopf einer Sophia Loren über einem Krüppelkörper, wie Diana Arbus ihn aufzunehmen pflegte. Die Zusammenfügung geht bruchlos vonstatten: der Computer kennt jene Schnitttränder nicht, die John Hartfield noch zu schaffen machten.

8.

Was Rauschenberg so sorglos das Leben nannte, dasselbe also, das Heines Korporal als natürlich lobte, hat seine Gestalt geändert, seine Substanz aber bleibt die gleiche. Dafür gibt es einen Beleg, wie ihn sich MacLuhan in seinen abenteuerlichsten Stunden nicht besser hätte wünschen können. Es handelt sich um eine Schrift, die Jerry Rubin, der Clown der amerikanischen Protestbewegung, verfaßt hat. Auf die Gefahr hin, daß der Beifall von der falschen Seite kommt, sollte man auf das Symptomatische dieses Buchs hinweisen. Rubin bringt sämtliche politischen Ansätze ins Schaugeschäft ein; er pervertiert sie mit Bildvorstellungen, deren Praxis so aussieht: "Haben Sie eine langweilige Demonstration im Fernsehen erlebt? Schon die Tatsache, daß sie auf dem Bildschirm erscheint, macht sie erregend. Selbst Transparente wirken atemberau-

bend. Das Fernsehen schafft Mythen, größer als die Realität. Demonstrationen dauern Stunden und während der meisten Zeit geschieht gar nichts. Nach der Demonstration hasten wir nach Hause, um die Sechs-Uhr-Nachrichten zu sehen. Die Wiederholung des Dramas. Das Fernsehen verdichtet die ganze Aktion zu einem Zwei-Minuten-Geschehen."

Rubin sagt es auch ausdrücklich: das Medium vermittele keine Nachrichten, es schaffe sie. Ähnlich, mit einer anderen Intention allerdings, sagte Karl Kraus: "Am Anfang war die Presse, und dann erschien die Welt." Die englische Königsfamilie hat, damit die Todesnachricht in der seriösen Morgenpresse und nicht in den Abendzeitungen kommt, dem kranken George V. eine letale Spritze geben lassen. Baudrillard gar nennt Ungewißheit, was der Sintflut oder den Überangeboten an Information entspringt, die ihrerseits bare Simulationen erzeugen. Demnach lassen sich Darstellung und Realität so ohne weiteres nicht mehr auflösen. Realitäten gelten nur insofern, als sie telekinetisch darstellbar sind. Anders gesagt: was zu einer solchen Darstellung nicht taugt, hat keinen Anspruch darauf, daß man es zur Kenntnis nimmt. Das subjektive Objektiv oder das Medium als Botschaft sind Instrument und Tatbestand in einem. Zwischen Disdérís Säulen, Sesseln, Faltenvorhängen und Ziertischen und den zusammengeschnittenen Zwei-Minuten-Geschehen bleibt lediglich ein Unterschied im Tempo.

*Hasenbraten ist ein schönes Essen.
Ich selber habe ihn nie gegessen.
Ich hatte mal 'nen Freund,
der hatte einen Freund,
der hat mal neben einem gegessen,
der geseh'n hat, wie einer hat
Hasenbraten gegessen.*

Margot Voß

Briefe an Heinrich Mann

Berlin am 8. Sept. 48

Lieber Herr Mann!

Bekam gestern die Anweisung auf 50 Mk, mußte es mir vom Verlag holen, da aus dem russischen Sektor nach hier kein Geld geschickt werden darf. Vielen Dank. Immer wenn von Ihnen was kommt ist ein Retter ich bin dann meistens pleite, habe mir gleich Fett gekauft, denn das Geld ist sehr knapp auch auf dem Damm nichts mehr los, Wie gesagt die Kavaliere sind ausgestorben oder mein Typ ist nicht mehr verlangt.

In Berlin wird es immer bunter jetzt soll eine neue Währung kommen gesagt wird die Ostwährung soll für Berlin kommen, was nun wird weiß man nicht auch liegen sich Ost und West Polizei in den Haaren und der Magistrat auch. Auf dem Potsdamer Platz ist ein Zaun gezogen auf der einen Seite ist Rußland auf der anderen Amerika und England ein tolles Durcheinander. Hoffentlich wird die Blockade bald aufgehoben, denn der Winter steht vor der Tür und wir haben hier im Westen keine Kohlen und nur 2 Std. Licht. Die Flugzeuge fliegen Tag und Nacht, es werden noch neue Flugplätze gebaut. Schade daß man nicht nach Hamburg oder Lübeck übersiedeln kann. Aber man darf nicht nach Hamburg oder Lübeck rein da es überfüllt alles ist von Flüchtlingen, und dann bin ich auch gerne in Berlin es ist nur so aussichtslos.

Sogar die Schwarzhändler halten jetzt ihre Ware zurück, da alles die Verhandlungen abwarten will, die Ostmark war einen Tag schon 1 zu 2 jetzt steht sie wieder 1 zu 3 1/2. Am Bahnhof Zoo ist Schwarzmarkt da stehen die Geldhändler und murmeln Ost gegen West, Bengels von 17 Jahren sind Großschieber, Ab und zu Razien, aber nach 1 Std. gehts wieder weiter da können Sie sich denken Herr Mann wie das sogenannte Nachtleben aussieht.

Wie gehts Ihnen? Kommen Sie nochmal nach Deutschland? Was sagt

man in Amerika kommt Krieg? Der darf nicht kommen, dann gehen wir alle hier in Deutschland kaputt. Aber wie Sie immer schreiben, Kopf hoch es wird schon besser werden. Verbleibe mit den besten Grüßen

Ihre Vossen

Berlin den 23.1.49

Lieber Herr Mann

2 Tage nach Weihnachten ihren Brief erhalten, das Paket kam nach langem Warten am 20ten Januar, aber so ein schönes Paket wie noch nie, da war alles dran und drin. Vielen Dank und küsse Sie in Gedanken und auch wohin Sie wollen. Luftpost kann ich leider nicht antworten. Nur wenn Sie mir Rückantwortscheine schicken.

Heute kam Ihr Brief vom 14. Januar der ist sehr schnell gegangen. Die Adresse von der Grethe kann ich Ihnen leider nicht sagen, im Telefonbuch steht sie nicht, vielleicht ist nicht mehr in Berlin oder schon tot.

Nun mußten Sie doch aus dem Hause ausziehen, wo sie so lange mit Nelli gewohnt haben da waren sie sicher sehr traurig. Ich habe vor einigen Tagen Bekannte Freundinnen von Nelli erzählt. Da war ich mit Nelli in Niendorf und sie brachte ihrem Bruder Ningo (damals 18 Jahre) ein paar hohe SA Stiefel mit, Ningo zog sie gleich an und stand nun im Zimmer, da sagte er zu Nelli von Ihnen, daß Sie doch gegen Hitler wären und wollte ihr einen Vortrag halten, da sagte Nelli "Trek de Stebel ut de heet Heinrich Mann betalt" er stand wie betäubt und mußte die Stiefel ausziehen, am nächsten Tag gab Nelli sie ihm dann wieder.

Hier in Berlin ist noch alles bei Alten, Nur vom russischen Sektor zu amerikanischem und englischem Sektor sind neuerdings Polizeikontrollen, ob man nicht Kohlen oder sonst was holt. Aber man bekommt in Berlin alles, aber nur gegen Westgeld. Eine Westmark sind momentan 3.50 Russenmark wie an der Börse.

Hier im Westen werden viele Lokale aufgemacht und gehen auch Pleite. Die neue Skala mußte vor 8 Tg auch schließen. Femina steht kurz vor der Pleite da ist nichts mehr los. Es ist mehr los in Richtung KuDamm Ulanstraße kl. Mädchen tauchen wie Pilze auf alles will sich amüsieren und verdienen. Sehr viele schwule Lokale machen auf, für Männer und auch nur für Frauen.

Von dem Paket werde ich bestimmt dicker, da war Schinkenspeck drin, davon hat mein Busen 5 cm zugenommen.

Heute ist Sonnabend ich gehe mit einer Bekannte ins Tefi (Kurfürstenstr.) dort soll immer viel los sein und es ist lange Nacht, dann kommt spät dort alles zusammen.

Hoffentlich erhalten Sie den Brief schnell, damit Sie es wegen dem Paket wissen. Schreiben Sie mir bald wieder, ich rufe am Montag im Aufbau-Verlag an, vielen Dank trinke heute Abend einen Schnaps auf Ihr Wohl. Viele Grüße von Ihrer

Vossen

Entschuldigen Sie den Klecks.

28. Febr. 49

Lieber Herr Mann!

Soeben Ihren Brief erhalten, habe vor 4 Wochen geschrieben den Brief haben Sie sicher erhalten, Luftpost ging nicht, da ich hier keine Marken kaufen kann, aber heute geht es mit Ihren Marken.

Das wunderbare Paket aus Dänemark im Februar erhalten und auch aus dem Aufbau-Verlag die Anweisungen, vielen Dank für alles. Sie schreiben heute Nelli hätte noch Kleider würde mich sehr freuen wenn noch irgendwas für mich dabei wäre. Finden Sie es nun nicht unverschämt wenn ich anfrage hat Nelli nicht noch eine Handtasche?, solch eine Tasche kostet hier 80-100 Westmark und meine ist total hinüber.

Mir gehts immer noch so lila die Kurfürstendamm-Geschäfte sind sehr ruhig geworden. Aber der Frühling steht vor der Tür, und auf ein Neues, man muß den Mut nicht verlieren, besonders wenn ich von Ihnen Post bekomme, gehe ich mit großen Hoffnungen auf Tour, gleich mache ich ein anderes Gesicht. Ein Bild in der Form kann ich Ihnen leider nicht schicken, das müßte ich erst machen lassen, und ob meine Beine so schön sind wie Nelli's glaube ich nicht wenn sie auch nicht schlecht sind, aber so schön sind sie doch nicht.

Wie wohnen Sie denn jetzt? Ist es weit von St. Barbara? Haben Sie doch ein ganzes Haus. Und ich möchte so gerne wissen wie Sie leben drüben, hoffentlich nicht einsam sondern viele Freunde. Kommen Sie bald nach Deutschland oder denkt man immer noch an Krieg. Hier sieht es im Moment nicht so aus. Ich habe Glück bis jetzt mit meinen Paketen

gehabt, andere Pakete von Bekannte sind immer noch von Dezember nicht angekommen. Nun will ich schließen, in der Hoffnung bald von Ihnen zu hören verbleibe ich mit den besten Grüßen

Ihre Margot Voß

(Entschuldigen Sie den Klecks).

21.3.49

Lieber Herr Mann!

Habe mich über Ihren Brief sehr gefreut, er kam gestern. Vom Verlag bekam ich auch 50 Mk, vielen Dank. Leider kann ich mir die Tasche nicht kaufen, da ich immer nur Ostmark bekam (Verlag liegt in dem russischen Sektor) und 100 Ostmark sind 20 Westmark und ab heute gilt die Ostmark nicht mehr bei uns, sonst konnte man die Miete damit bezahlen und nun nichts mehr, ist das nicht schade? Und es wäre so mein "Bock" gewesen von Ihnen eine Tasche zu bekommen denn abergläubisch bin ich auch noch. Auf meiner "Tour" macht es sich auch sehr bemerkbar, hatte verschiedene Freier aus Sachsen, die können nicht mehr weil das Geld nicht mehr gilt hier im Westsektor, ist das ein Ding na das muß man doch irgendwie drehen können aber wie? Umsonst geht auch nicht, gegen meinen Mumm.

Auf das Paket mit den Sachen freue ich mich sehr, hoffentlich werden bald die Sperren aufgehoben. Ihnen gehts ja gut, gleich zwei Freundinnen, Lassen Sie mich die dritte aus der Ferne sein. Schade daß Amerika so weit ist. Und wenn ich mal Sorgen habe ein Brief immer fünf Wochen dauert. Lösen Sie bitte das Problem Ost gegen West mit Sachsen?

Seit Einführung der Westmark sind Theater und Kinos leer, es wurde sonst halb und halb bezahlt, Die Sektorengrenzen sind verschärft damit man mit der Ostmark die noch im Umlauf sind nichts im Ostsektor kauft, ich habe noch Ihre 50 Mk und dafür am Sonnabend zum Frieseur fahren und mir Dauerwellen machen lassen, werde dabei an Sie denken. Nun will ich schließen, Schreiben Sie bald wieder Sie wissen Ihre Briefe sind immer mein Bock. Viele Grüße

Ihre Margot Voß

Berlin 19. April 1949

Lieber Herr Mann!

Es war ein Osterfest wie seit langem nicht, vor 10 Tagen kam der Brief vom Verlag, bekam 50 Westmark, habe mir gleich am selben Tage noch meine Tasche gekauft und es war der Bock, ich wußte es, habe auch dabei stark an Sie gedacht, weiter kann ich ja aus weiter Ferne nichts machen sehr schade. Und am Ostersonnabend bekam ich das Dänemark Paket wenn ich nun nicht kugelrund werde, weiß ich nicht. Vielen Dank für alles. Hier jetzt ein Wetter wie im Hochsommer und auf dem Kuhdamm Hochbetrieb, ich finde wenn die Sonne scheint sieht alles besser aus. Auch die Männer haben bessere Launen. Wenn nur das Ost und Westgeld nicht wäre. Hier gibt seit dem die Westmark voll eingeführt worden ist, aber sehr sehr teuer die Läden sind leer. und sehr viel Arbeitslose. Alle Leute aus dem Westen fahren nach dem Osten, da gibts freie Läden dort gibts auch alles ein Paar Schuhe kosten 260 Ostmark, also auch unerschwinglich. Auf jeden Fall unhaltbare Zustände in einer Stadt 2x verschiedenes Geld geht nicht. Wann kommen Sie nach Berlin? Ich glaube in Santa Monica ist es besser überhaupt wenn Sie so viele Freunde und Freundinnen haben, ich glaube die haben Sie auch in Deutschland. Jedenfalls haben Sie eine bestimmt und das bin ich. Und denk besonders Abends auf meiner Tour oft an Sie. Würde mich freuen wenn ich bald wieder was von Ihnen hören würde. An einem Tage wo ich von Ihnen einen Brief bekomme ist immer ein Feiertag. Viele Grüße und in Gedanken einen Kuß

Ihre Margot Voß

Berlin am 21. April

Lieber Herr Mann (lieber Heinrich)

Gestern zwei Briefe von Ihnen bekommen, habe ja so über den einen gelacht, das war zu viel was Sie schreiben, würde nie denken daß Sie ein so genannter {unleserlich} sind, Meinen Brief werden Sie wohl inzwischen erhalten haben, die Handtasche gleich gekauft 65 Mk (West) ich bekam im Verlag am 2 April 250 Ostmark (gleich 50 West) ausgezahlt am 15 März 50 Ost und Anfang März auch 50 Ostmark. Habe heute im Verlag angerufen, der Brief von Ihnen war gestern angekommen. Sie sagten am Telephon die 50 West wären somit erledigt, von früheren Westzahlungen wäre Ihnen nichts bekannt. Jedenfalls ist die Bocktasche

da mit Ihrer Hilfe. Das gute Dänen Paket habe ich Ihnen auch im letzten Brief bestätigt, von den guten Sachen platzt mir die Bluse. Muß Ihnen Ihre Fragen beantworten, Blond bin ich nicht sondern rotbraun (gefärbt) aber blond wäre auch nicht schlecht aber unten dann auch, von einem alten Kenner muß man sich belehren lassen. Auf dem Kuhdamm wird das Leben jetzt schon allmählich wieder wie früher, nur Küka in der Buderpeterstr. gibts nicht mehr. Am Ostermontag hatte ich mit einer Freundin einen netten Freier mit viel Schnaps wie früher, habe an Sie gedacht, weil ich immer alles Gute auf die Glückstasche schiebe. Aber aus weiter Ferne das geht noch nicht so richtig. Vom Nabel abwärts bin ich sehr empfindlich auf verschiedene Sachen ganz besonders was wohl? Nun aber genug von den süßen Sachen ich hoffe daß Sie bald antworten. Verbleibe mit den besten Grüßen

Ihre Margot

Luftpost geht nicht ohne Schein von Berlin aus, nur für Firmen, habe heute wieder gefragt.

27. Mai 1949

Lieber Herr Mann!

Ihren Brief mit bestem Dank erhalten, bin so frech gewesen und in den Verlag gegangen, und mir die 50 W. M. geholt, bekam es auch gleich ausgezahlt, hoffentlich sind Sie mir deswegen nicht böse. Es war wieder mein Retter (wie immer) denn hier ist seit 14 Tg. die Blockade aufgehoben, und es gibt alles ohne Marken zu kaufen. Es ist wie im Paradies. Fisch kann ich schon nicht mehr sehen zu viel gegessen. Und Fleisch kostet 8 W. M. Fett 12 W. M. also alles noch sehr teuer. Enten Hühner Gänse alles da. Hoffentlich bleibt es dabei, denn wir haben schon genug Pleiten erlebt. Auf meiner Tour ist es momentan miß alle kaufen sich was zu essen für Liebe kein Geld da, aber ich hoffe daß es bald anders wird, denn es muß sich das gute Essen doch irgendwie auswirken.

Mit meinen sächsischen Freunden ging es bis vor 14 Tg noch aber jetzt ist die Ostmark auf wieder 4.50 W. Mark geklettert und da ist es sehr miß. Das auch das bisschen Liebe immer von Geld abhängt, Aber da Sie ja so viel Verständnis für meinen Beruf haben können Sie doch verstehen, daß es ohne dem weh tut. Da Sie Ihre Freundin nur auf die Backe küssen ist mir zu hoch, auf die Dauer ist das auch nichts. Nun mal eine Frage gibts in Amerika eigentlich Puffe? Hier sind sie in der Russenzone nicht mehr aber im {unleserlich} Berlin gabs ja immer nur heimliche.

Mußte 2 Scheine für den Brief geben, habe also noch 3 Scheine zum einlösen. Lassen Sie bald von sich hören.

Viele Grüße

Ihre Margot Voss

11. Sep 49

Lieber Herr Mann!

Sind Sie kank? böse? oder warum schreiben Sie nicht mehr, haben Sie die Vossen aus Berlin vergessen? Ich hatte mich immer gefreut von Ihnen Post zu erhalten. Hier in Berlin sieht es nicht besonders aus, Der Staat ist pleite im Westen von Berlin 60% arbeitslos. Sie können sich denken daß auch mein Beruf drunter leidet. Die Läden platzen von Ware aber es kann keiner was kaufen, da war es vor der Währung noch besser wo ein Pfund Butter 300 M kostete, und eine schöne Nacht 500 Mk. Heute ist der gute Freier für 20 Mk mit der Lupe zu suchen, ich glaube ich werde meinen Beruf an den Nagel hängen und mir eine Arbeit als Garderobenfrau suchen, Wie in einem Roman oder als "letzte Frau". Ich dachte immer Sie kommen mal nach Berlin, ich hätte Ihnen dann den Haushalt geführt, und dabei den Spitzenmorgenrock von Nelli angezogen. Aber in der Zeitung lese ich auch nicht mehr von Ihren Plänen. Trotzdem Ihr Bruder in Weimar sagte er wolle Ihnen zureden nach Deutschland zu gehen denn Sie lebten ganz einsam in Amerika. Ist das wahr? Nach Ihren Briefen sind Sie doch ganz auf der Höhe und lebenslustig. Lieber Herr Mann schreiben Sie mal bald wieder wenn Sie 5 Minuten Zeit haben denken Sie mal an die Vossen in Berlin. Viele Grüße

Margot

Haben Sie meinen letzten Brief nicht erhalten?

Die Briefe von Margot Voß werden im Heinrich-Mann-Nachlaß der Akademie der Künste der DDR aufbewahrt. Die Zeitschrift Sinn und Form, Juli/August 1986 druckte sie ab. Wir übernehmen diese Fassung mit freundlicher Genehmigung des Aufbau-Verlags, Berlin DDR.

Michael Schneider

Das Leben wird ein Epigramm

Zwei Szenen zu Georg Büchner

Die beiden folgenden Szenen stammen aus dem Drehbuch für einen Georg-Büchner-Film, der aus Anlaß des 150. Todestages des Dichters am 22. Februar 1987 vom ZDF (10.30 Uhr) ausgestrahlt wird (Regie: Wolfgang Henschel).

Der Film, zu dem ich das Drehbuch geschrieben habe, will vor allem zeigen, wie Georg Büchner seine eigene, von äußeren und inneren Bedrängnissen angespannte und zugespitzte Lebenssituation in seine dramatischen und Prosawerke übersetzt hat. Er will, darüber hinaus, die in der deutschen Literatur des Vormärz einzigartige Verbindung zwischen dem *Revolutionär* (frühkommunistischen Zuschnitts bzw. babeufischer Prägung, der in der sozialen Frage weit über Heine und Börne hinausging und u.a. für die Gütergemeinschaft plädierte), dem *antiidealistischen Dichter und Dramatiker* (der dem geschönten Weltbild der Weimarer Klassiker eine entschiedene Absage erteilte) und dem *materialistischen Naturforscher* zum Ausdruck bringen.

Büchners frühzeitiger Tod hat nichts mit 'frühvollendetem Dichtertum' zu tun, wie manche Germanisten gerne stilisieren, sondern eher mit der Aussichtslosigkeit eines Genies, das seiner Epoche um ein glattes Jahrhundert voraus war und keine Chance hatte, seine antizipatorischen Ideen auf dem Gebiet der Ästhetik, der Politik und der Geschichtsphilosophie zu seiner Zeit zur Geltung zu bringen. Nicht zufällig sind Büchners Dramen erst 60 bzw. 80 Jahre nach seinem Tod uraufgeführt worden. Der »Woyzeck« nimmt seiner dramatischen Form (Technik der epischen Kurzscene, Überwindung der traditionellen Handlung u.a.) wie seinem Sujet nach (das erste deutsche Drama über einen Vertreter des vierten Standes) Hauptmann, Brecht und Horváth vorweg. Der »Lenz« ist, ein halbes Jahrhundert vor Sigmund Freud, die erste prononciert klinische Fall-Beschreibung in der deutschen Literatur.

Außer am "Faulfieber" ist der vierundzwanzigjährige Dichter auch an seiner völlig singulären Modernität und der daraus resultierenden Einsamkeit zugrundegegangen. Mit Sicherheit haben auch psychische Faktoren bei seiner tödlichen Erkrankung eine Rolle gespielt: vor allem Schuldgefühle gegenüber seinen politischen Mitstreitern aus der Zeit des »Landboten«, die in den deutschen Polizeigefängnissen psychisch und physisch aufgerieben wurden, während er sich im Straßburger und Züricher Exil eine wissenschaftliche (und Universitäts-) Karriere aufbaute.

Hiermit mag das *gebrochene Bewußtsein*, der *Fatalismus* sowie das *Langeweile- und Verlassenheits-Motiv* zusammenhängen, die das Lebensgefühl der Büchnerschen Hauptfiguren durchweg grundieren (und die durch den monologi-

schen Charakter der Spielszenen betont wird). Danton wie Leonce, Lenz wie Woyzeck sind verschiedene poetische Chiffren für das gleiche Büchnersche Lebensgefühl, sie sind allesamt Anti-Helden, Verstörte und getriebene Objekte einer Geschichte, die sie wie ein Verhängnis ereilt.

Und doch wäre es falsch, aus Büchners Geschichtsfatalismus und -skeptizismus eine wohlfeile nihilistische Geschichtsphilosophie ableiten und in dem Dichter des Straßburger und Züricher Exils einen konvertierten und resignierten Revolutionär erblicken zu wollen, wie es gewisse Büchner-Exegeten getan haben (und nicht aufhören zu tun). Büchner war bis zuletzt (wie vor allem der Briefwechsel mit Gutzkow beweist) von der Notwendigkeit einer gewaltsamen Volksrevolution — nicht nur gegen die Feudalherrschaft, sondern auch gegen "die Reichen" — überzeugt und hat theoretisch wie praktisch für dieses Ziel gekämpft (auch wenn er sich in der Zeit seines Exils mit Rücksicht auf die Behörden, auf seine Familie und seine wissenschaftliche und publizistische Laufbahn von politischen Umtrieben fern gehalten hat). Nur hielt er die Revolution zu seiner Zeit für ein schier hoffnungsloses Unterfangen, da er, politischer Realist, der er war, sehr früh erkannte, daß die 'grande révolution' von 1789 (und alle nachfolgenden Revolutionen) die Herrschaft der Feudalaristokratie nur durch die Herrschaft der neuen Geldaristokratie und der Börse (im Frankreich des Louis Philippe) ersetzt hatte. Aus dieser Einsicht, die er aus dem Studium der Geschichte der französischen Revolution gewonnen hatte, resultierte sowohl sein Geschichtsfatalismus, der ein historisch bedingter und kein existenzieller oder gar theologischer war, sowie sein gleichzeitiger sozialrevolutionärer Impetus, d.h. die Erkenntnis, daß die politische Umwälzung alleine nicht genügt, sondern in die soziale Umwälzung weitergetrieben werden muß, wenn das Volk wirklich die Freiheit erringen soll. Darum muß auch jeder Interpretationsversuch des Büchnerschen Lebens und Denkens einseitig, schief und ideologisch werden, der eine Seite dieses Widerspruchs zwischen Geschichtsfatalismus und sozialrevolutionärem Impetus — ein Widerspruch, den der Dichter selbst auszuhalten suchte, und an dem er mit zerbrochen ist — unterschlägt oder verleugnet. Daraus folgt auch, daß man diesen subversiven Dichter mit dem fatalistischen Bewußtsein gegen die heute gängigen Versuche in Schutz nehmen muß, ihn für die etablierte Kultur und Kulturpolitik zu vereinnahmen. Mit dem Verfasser des »Hessischen Landboten« läßt sich kein Staat machen.

Szene (1)

Büchners Arbeitszimmer in Darmstadt, Februar 1835. Vor dem Fenster ein Sekretär. Darauf befinden sich: eine Petroleumlampe, ein Tintenfaß, ein Federhalter mit Schreibfeder, zwei Hefte »Unsere Zeit« (populäre Darstellung der französischen Revolution); auf dem Frontispiz des einen ist ein Portrait Robespierres, auf dem anderen Dantons Portrait abgebildet. Neben den Heften liegen die aufgeschlagenen Anatomie-Tafeln des Vaters und Georgs Kollegheft für Anatomie. — Links vom Sekretär ein schwerer Leder-Fauteuil, über dem eine Wanduhr hängt. Deren Zeiger steht auf 12,45. Es ist Nacht. Georg steht am offenen Fenster und späht in den Garten. Ein leichter Wind bläht die Gardine. Bruder Wilhelm (18 Jahre) tritt auf Zehenspitzen ein.

WILHELM: Im Hof ist niemand und im Garten auch nicht.

GEORG: Aber ich habe ihn deutlich gesehen... Seit Tagen umschleicht der Spitzel das Haus!... Steht die Leiter noch an der Gartenmauer?

WILHELM: Ja... Bei Nacht werden sie Dich gewiß nicht arretieren, Georg!

GEORG: Weiß man's?... Die Nacht ist einem vermoderten Fürstengeschlecht die beste Hehlerin... Es ist, als ob die Schatten Bäume werfen! *Er reißt sich vom Fenster los und setzt sich an den Sekretär. Er nimmt die Feder in die Hand, hält dann aber inne.* Sei's, wie es sei! Das Stück muß fertigwerden... Sie werden einem wohl die Spanne Zeit lassen, sein Testament zu machen!... Tust Du mir noch einen Gefallen, Wilhelm?

WILHELM: Für Dich jeden.

GEORG: Schau' morgen früh, bevor Du in die Apotheke gehst, beim Adam Koch vorbei und bestell' ihm in meinem Namen, daß auch den Apfel- und den Birnbäumen im Großherzogtum inzwischen Ohren wachsen, und daß darum das geplante Treffen der »Gesellschaft« in Wenzels Garten nicht stattfinden kann... Wirst Du's verlässlich ausrichten?

WILHELM: Gewiß.

Von unten hört man das Knarren einer Tür, dann Schritte.

GEORG: *schreckt zusammen* Ist Vater noch nicht zu Bette?!

Wilhelm geht zur Tür, drückt behutsam die Klinke und steckt den Kopf raus. Inzwischen schiebt Georg rasch die Anatomie-Tafeln über die Manuskriptblätter.

WILHELM: *flüsternd:* Er war eben auf der Diele. Jetzt ist er zurück ins Arbeitszimmer.

Georg zögert einen Moment, dann schiebt er die anatomischen Tafeln wieder beiseite. Während er zu schreiben fortfährt, nähert sich Wilhelm dem Schreibtisch und betrachtet neugierig die Frontispize von »Unsere Zeit«.

WILHELM: Sind das nicht dieselben Hefte, aus denen uns Vater manchmal am Kamin vorlas?

GEORG: Ja.

WILHELM: *ehrfürchtig:* Danton... und Robespierre, *leiser Schauer:* der Blutmessias!... Glaubst Du, daß Dein Drama auch aufgeführt wird?

GEORG: *ohne von seinem Manuskript aufzublicken:* Ich weiß nicht, vielleicht im nächsten Jahrhundert... Aber drucken will ich es lassen, und zwar so rasch wie möglich. Damit ich das Geld für die Flucht bekomme.

WILHELM: *traurig:* Willst Du wirklich außer Landes gehen?

GEORG: Ich erwarte jeden Tag die Vorladung ins Arresthaus von Darmstadt. Es wär' mein Todesurteil, Wilhelm.

WILHELM: Aber wenn Du fliehst, machst Du Dich erst recht verdächtig.

Georg legt die Feder aus der Hand.

GEORG: Weißt Du, was es heißt, in die Hände des Untersuchungsrichters Georgi zu fallen? Im Alkoholrausch hat er die Verhöre gegen Minnigerode geleitet, immer neue Strafen verhängt und alle Befreiungsgesuche abgelehnt. Man hat Minnigerode geschlagen, er trägt Ketten an den Händen... *mehr für sich*: Wie sollte seine schwache Constitution der langsamen Folter, auf die man ihn spannt, widerstehen?

WILHELM: Wolltet Ihr ihn nicht befreien?

GEORG: Ja. Aber der Fluchtplan hatte zu viele Mitwisser. Es gab wieder einen Verräter, der alles hinterbrachte... So! Und jetzt gehst Du zu Bett, Wilhelm! Wenn Vater Dich hier sieht, gibts noch ein Donnerwetter.

WILHELM: *treuherzig*: Wann's irgend geht, komm' ich in Straßburg dich besuchen.

GEORG: Und ich schick Dir was für Deine Sammlung. Französische Briefmarken aus der Revolutionszeit mit den Köpfen Dantons und Robespierres, gestempelt durch die Guillotine...

WILHELM: Ich nehm' Dich beim Wort.

GEORG: Gute Nacht, Bruder!

Sie umarmen sich, Wilhelm geht ab, steckt den Kopf noch mal durch die Tür.

WILHELM: In Vaters Arbeitszimmer ist noch immer Licht.

Georg beugt sich wieder über den Sekretär, schreibt einige Worte, hält dann inne, blickt aus dem Fenster.

GEORG: Wie wird das enden? Wohl wie in Frankfurt, wo einer nach dem andern stirbt und in der Stille begraben wird... Du hattest es gut, Danton! Ein Todesurteil, ein Schafott, was ist das? Man stirbt für seine Sache. Aber so im Gefängnis auf eine langsame Weise aufgerieben zu werden. Das ist entsetzlich. Ich würde in so einem Loch verrückt werden... Unglücklicher Minnigerode! Was wirst Du von mir denken? Daß, der den »Landboten« verteilte, jetzt büßen muß für den Verfasser?... Bei unseren Schießübungen am Waldrand von Darmstadt sagt' ich manchmal: 'Die Kugel ist für Kuhl, den Verräter Minnigerodes und der anderen Genossen'. Aber ich bin ein schlechter Schütze. Nicht nur wegen meiner Kurzsichtigkeit... Dafür hoff' ich mit der Feder, das juste milieu ins Herz zu treffen. An meinem »Danton« werden sich die Marionetten mit den himmelblauen Pappnasen verbrennen. Durch ihn, Minnigerode, nehm ich teil an Deinen Schmerzen... *Er schreibt weiter und liest leise mit*: DANTON: Schlafe, mein Junge, schlafe. CAMILLE: Höre, Danton, unter uns gesagt, es ist so elend sterben müssen. Es hilft auch zu nichts. Ich will dem Leben noch die letzten Augenblicke aus seinen hübschen Augen stehlen, ich will die Augen offen halten. DANTON: Du wirst sie ohnehin offen behalten, Samson drückt einem die Augen nicht zu. Der Schlaf ist barmherziger. Schlafe, mein Junge, schlafe.

Er hört von unten das Knarren einer Tür, dann Treppen-Schritte, die näher kommen. Georg legt hastig die Feder beiseite, deckt das eben beschriebene Manuskriptblatt mit den anatomischen Tafeln zu, verstaubt die beiden Hefte aus »Unser Zeit« in einem Schließfach des Sekretärs, schlägt sein Kollegheft auf und beugt sich darüber. Die Schritte sind jetzt ganz nah, ein Lichtschein fällt durch die Türritze. Der Vater tritt ein.

GEORG: Ich dachte, Sie sind zu Bett gegangen.

VATER: Die Sorge hielt mich wach, die Sorg' um Dich und Deine Zukunft, Georg!

GEORG: *mit gespielter Unbefangenheit*: Ihre Befürchtungen sind grundlos, Vater! Ich befind' mich wohl, und, wie Sie sehn, nutzt der Studiosus noch die Nachtzeit...

VATER: *ihn mißtrauisch fixierend*: Deine letzte Vorladung vor das Untersuchungsgericht zu Offenbach lastet mir schwer auf der Seele... Bist Du wirklich nicht in diese... diese revolutionären Umtriebe verwickelt?

GEORG: Wie oft soll ich's Ihnen noch versichern! Man hat mich nur als Zeuge geladen, nicht als Delinquent...

VATER: Wie Minnigerodes Vater mir vertraulich mitgeteilt, hat man bei der Verhaftung seines Sohnes in Gießen hundertfünfzig Exemplare einer hochverräterischen Flugschrift in seinen Kleidern gefunden... Sie trägt den Titel »Der hessische Landbote«... *ihn wieder scharf fixierend*: Kennst Du die Schrift?

GEORG: *mit gespielter Entrüstung*: Wie sollte ich?... Ich habe Ihnen schon einmal versichert, daß ich mich in die Gießener Winkelpolitik und revolutionären Kinderstreiche nicht eingelassen habe.

VATER: Leider haben sich daran, wie jetzt herauskommt, die Söhne aus den besten Familien des Großherzogthums beteiligt... Der Vater Minnigerodes, höchster Richter im Lande — und sein Sohn sitzt als Landesverräter im Arresthaus... Quel horreur! Quel honte pour la famille!... Wird man Dich nochmals vorladen?

GEORG: Ich weiß nicht... Selbst wenn, kann nicht der Schatten eines Verdachts auf mich fallen... Sollte man aber, so wie man ohne gesetzlich notwendige Ursache mein Gießener Studierzimmer durchsuchte und meine Papiere beschlagnahmte, mich auch ohne dieselbe festnehmen, in Gottes Namen!... *mit plötzlicher Heftigkeit* Ich kann so wenig darüber hinaus, und es ist so wenig meine Schuld, als wenn eine Herde Banditen mich anhielte, plünderte und mordete!

VATER: *sich mühsam beherrschend*: Den Vergleich der Staatsdiener und Ordnungskräfte seiner Majestät, des Prinzen Emil, mit einer Herde Banditen möchte ich tunlichst überhört haben.

Schweigen

GEORG: Standen Sie nicht auch einmal im Kampfe gegen diese durchlauchtigsten Schafsköpfe, die deutschen Fürsten und Eminenzen, als Sie als Oberchirurgus die napoleonischen Feldzüge begleitet haben?

Der Vater schlägt mit der Faust auf die Stuhllehne.

VATER: Taisez-vous!... Quel comparaison absurde et ridicule!... Napoleon war kein hergelaufener Verschwörer, sondern der legitime Kaiser der Franzosen. Und wenn ich seinerzeit in seinen Diensten stand, so darum, weil er mit der revolutionären Anarchie kurzen Prozeß gemacht und wieder Recht und Ordnung eingeführt hat... Wo kämen wir hin, wenn das Gesetz nicht einschritte gegen jene liederlichen und einfältigen Buben, die, statt zu studieren, gegen ihren Landesherren konspirieren und Unruh' stiften!

GEORG: Es sind gerade nicht die Einfältigsten und Liederlichsten, die jetzt in die Fänge der Du Thil'schen Justiz geraten, sondern die besten Schüler des

Gymnasiums und die fleißigsten und unterrichtetsten Studenten, die mitgerechnet, welche vom Examen und Staatsdienst zurückgewiesen sind... *mit Schärfe und Verachtung*: Es ist doch im großen und ganzen ein recht armseliges Geschlecht, was eben in Darmstadt herumläuft und sich ein Ämtchen zu erkriechen sucht.

VATER: *in einer Mischung aus Zorn und Kummer*: Mit der Einstellung bringst Du Dich noch ins Arresthaus, Georg!... Schon in Gießen hat man des öfteren über Deinen Hochmuth und Deinen verächtlich machenden Spott Klage geführt.

GEORG: *sehr ruhig* Ich verachte Niemanden, am wenigsten wegen seines Verstandes oder seiner Bildung, weil es in Niemandes Gewalt liegt, kein Dummkopf oder kein Verbrecher zu werden, — weil wir durch gleiche Umstände wohl alle gleich würden, und weil die Umstände außer uns liegen... Auch ist der Haß so gut erlaubt als die Liebe, und ich hege ihn in vollstem Maße gegen die, welche verachten. Es ist deren eine große Zahl, die im Besitze einer lächerlichen Äußerlichkeit, die man Bildung, oder eines toten Krams, den man Gelehrsamkeit heißt, die große Masse ihrer Brüder ihrem verachtenden Egoismus opfern...

VATER: *in hellem Zorn*: Tant pis! Habe ich meinen Rücken unter die Arbeit gebeugt und die letzten Kronen zusammen gespart, um Dich in den Besitz einer Bildung zu bringen, die Du eine 'lächerliche Äußerlichkeit' nennst? Der Vater will nach den anatomischen Tafeln greifen, die auf dem Sekretär liegen, doch Georg stützt sich unwillkürlich mit beiden Ellbogen drauf. Die anatomischen Tafeln von Weber, die Du gratis von Deinem Vater bekamst, bei mir lagen sie nicht auf dem Gabentisch...

GEORG: *in bittendem, fast abtittendem Ton*: Du mißverstehst mich, Vater. Ich zielte mit meinen Bemerkungen nicht auf Deine Bildung und Gelehrsamkeit... Ich weiß, Du hast alles Dir aus eigener Kraft erworben und Hochmuth ist Deinem Wesen fremd. So wirst Du wohl auch mir die Lächerlichkeit des Herablassens nicht zutraun. Ich hoffe noch immer, daß ich leidenden, gedrückten Gestalten mehr mitleidige Blicke zugeworfen, als kalten, vornehmen Herzen bittere Worte gesagt... Der Vater setzt sich wieder hin. Und was die anatomischen Tafeln betrifft, Du siehst ja, welch' guten Gebrauch ich von ihnen mache.

VATER: *halb besänftigt*: Nun wohl, ich seh's... Du warst ja immer ein gelehriger und fleißiger Schüler und hast das Zeug zu einem tüchtigen Anatom und Forscher... Zoologie und Anatomie sind Felder, worin noch viel zu lernen ist, und wer Fleiß darauf verwendet, dem kann es nirgends fehlen. Heuer kommt der Fortschritt aus den Naturwissenschaften, aus der comparatistischen Methode. Merks tibi!... *Mit einer gewissen Wehmut*: Wenn ich nur mehr Zeit hätt' für die Forschung! Glaubst Du, daß ich lieber in meinem Laboratorium säße, als den Siechen im Spital Tag für Tag den Puls zu messen und das Klystier zu geben!

GEORG: Wenn ich und die Geschwister mit Studieren fertig sind, werden Sie's wohl können, Vater!

VATER: Das ist noch lang hin!... *wieder mit Strenge*: Aber vergiß' nicht: Du gibst ihnen als Ältester ein Beispiel!... Der Vater schaut auf die Uhr. Er steht auf und streicht seinem Sohn mit einer unsicheren Geste über den Kopf. S'ist Zeit, zu Bett zu gehen! Gute Nacht! Und schon Deine Augen!

GEORG: Gute Nacht, Vater!

VATER: *im Hinausgehen*: Morgen bring' ich Dir Kaubs systematische Beschrei-

bung der Tierwelt, wovon das sechste Heft soeben erschienen ist.

GEORG: Danke! Der Vater geht ab. Georg bedeckt sein Gesicht mit beiden Händen. Welch eine Qual, den eignen Vater so belügen müssen! Aus Not, gewiß. Aber wird er den Grund der Not auch gelten lassen? Wird er den Sohn noch kennen wollen, wenn mein Kopf erst auf dem Steckbrief prangt und er sein ganzes, hochwohllobliches Erziehungswerk verraten sieht? Er steht auf und geht ans Fenster. Ach, Minna! Könnt ich doch dieses gemartete Herz an Deine Brust legen!... Vielleicht kann ich's ja bald, in Straßburg, — aber wirst Du, wird Dein Vater Dich noch einem Mann verbinden wollen, der im eignen Land geächtet, im fremden ein Spielball der Behördenwillkür, seiner Tochter keine andere Sicherheit zu bieten hat als die Aussicht auf ein unstehtes und gehetztes Leben? Er geht unruhig im Zimmer auf und ab, bleibt schließlich vor dem Fauteuil stehen, in dem der Vater saß, als müsse er sich vor einem imaginären Gerichtshof verteidigen: Man wirft uns den Gebrauch der Gewalt vor. Sind wir denn aber nicht in einem ewigen Gewaltzustand? Weil wir im Kerker geboren und großgezogen sind, merken wir nicht mehr, daß wir im Loch stecken mit angeschmiedeten Händen und Füßen und einem Knebel im Munde. Was nennt Ihr denn 'gesetzlichen Zustand'? Ein Gesetz, daß die große Masse der Staatsbürger zum ironischen Vieh macht, um die unnatürlichen Bedürfnisse einer unbedeutenden und verdorbenen Minderzahl zu befriedigen? Und dies Gesetz, unterstützt durch eine rohe Militärgewalt und durch die dumme Pfiffigkeit seiner Agenten, dies Gesetz ist eine ewige, rohe Gewalt, angetan dem Recht und der gesunden Vernunft, und ich werde mit Mund und Hand dagegen kämpfen, wo ich kann, — wieder für sich: ohne daß ich die Verblendung derer teile, welche in den Deutschen ein zum Kampf für sein Recht bereites Volk sehen. Er tritt wieder ans Fenster. Längere Pause. Aber woher nahm ich, nahmen wir die Hoffnung, als könnten wir durch die Organisation geheimer Gesellschaften und durch gezielte Flugschriften den Trägern des Volkes in Bewegung setzen?... Weiß man, wieviele Exemplare des »Landboten« die Bauern bei der Polizei abliefern?... Wir haben die Rechnung ohne die Menschennatur gemacht, das war der Fehler! Er geht zurück an den Sekretär, räumt das Kollegheft und die anatomischen Tafeln beiseite und holt die beiden Hefte von »Unsere Zeit« aus dem Schließfach. Selbst wenn am Ende unserer Bemühungen eine revolutionäre Erhebung gestanden hätte, wäre nicht auch in Deutschland das Volk um die Früchte der Freiheit betrogen worden — wie in Frankreich? Dort hat es geblutet für die Revolution, wieder und immer wieder. Die alte Aristokratie hat man unter die Guillotine geschickt, sodann die Revolutionäre selber, eine Fraktion nach der anderen. Die Revolution fraß ihre eigenen Kinder, Väter, Mütter — übrig blieb der neue Geldadel. Der mästet sich jetzt am Schweiß des arbeitenden Volkes und stopft ihm das Maul mit der »Deklaration der Menschenrechte«... War dies das Ziel der 'grande révolution'? Ich fühle mich wie zernichtet unter dem gräßlichen Fatalismus der Geschichte. Ich finde in der Menschennatur eine entsetzliche Gleichheit, in den menschlichen Verhältnissen eine unabwendbare Gewalt, allen und keinem verlihen. Er nimmt die beiden Hefte von »Unsere Zeit« in die Hand, betrachtet die Portraits Dantons und Robespierres: Der Einzelne nur Schaum auf der Welle, die Größe ein bloßer Zufall, die Herrschaft des Genies ein Puppenspiel, ein lächerliches Ringen gegen ein ehernes Gesetz, es zu erkennen das Höchste, es zu beherrschen unmöglich. Nein! Es fällt mir nicht mehr ein, vor den Paradegäulen und Eckensteinern der Geschichte mich zu bücken. Ich gewöhnte meine Augen an Blut, aber ich bin kein Guillotinmesser! Er wirft die beiden Hefte mit einer verächtlichen Handbewegung in die Ecke. Dann setzt er sich an den Sekretär, nimmt die Feder auf und schreibt, indem er leise mitliest. DANTON: Es wurde ein Fehler gemacht, wie wir geschaffen wurden, es fehlt uns etwas, ich habe keinen Namen dafür, wir werden es einander nicht aus den Eingeweiden herauswühlen, was sollen wir uns drum die Leiber aufbrechen? Geht, wir sind elende Alchymisten. Die Wanduhr schlägt Ein Uhr. Georg fährt zusammen, starrt auf die Uhr. Will denn die Uhr nicht ruhen? Mit jedem Picken schiebt sie die Wände enger um mich, bis sie so eng sind wie ein Sarg.

Szene (2)

Labor, Zürich, Ende Januar 1837, drei Wochen vor Büchners Tod. Büchner sitzt am Tisch über ein Präparat gebeugt. Vor dem Tisch ein Fenster, dahinter eine Baumkrone und ein Stück freier Himmel. Das Präparat, ein bereits geöffneter Fisch, ist mit Präpariernadeln in einem Wachsbecken festgepinnt. Um das Becken herum liegen eine Pinzette, eine Schere, ein Präpariermesser bzw. Skalpell, eine Lupe und mehrere Glasschälchen, die mit Spiritus gefüllt sind. In Reichweite stehen einige Fläschchen mit chemischen Reagenzien und Konservierungsmitteln (Methylalkohol, Kochsalzlösung etc.) Eine Spirituslampe und eine kleine Standuhr stehen ebenfalls auf dem Tisch. Links ein kleiner gläserner Vitrinenschrank mit bereits fertigen Präparaten. Büchner setzt die letzten Präpariernadeln.

BÜCHNER: Ich zähle die Wochen bis zu Ostern an den Fingern, Minna! Es wird immer öder. So im Anfang gings: neue Umgebungen, Menschen, Verhältnisse, Beschäftigungen — aber jetzt, da ich an alles gewöhnt bin, alles mit Regelmäßigkeit vor sich geht, man vergißt sich nicht mehr. Das Beste ist, meine Phantasie ist tätig, und die mechanische Tätigkeit des Präparierens läßt ihr Raum... Ja, ja, die Quecksilberblumen meiner Phantasie!

Er nimmt das Präpariermesser, hält es einen Moment vor sein Gesicht, wendet es hin und her, bis die Klinge im Licht der Spirituslampe aufblitzt. Mit dröhnender Stimme:

He, Woyzeck! Was hetzt er so an uns vorbei? bleib er doch, Woyzeck! Er läuft ja wie ein offenes Rasiermesser durch die Welt, man schneid' sich an ihm... Aber er hat eine brave Frau, geht ihm nicht wie andern...

Er schneidet mit scharfem Schnitt den Fischkörper hinter der Rückenflosse durch. Dann schneidet er vom Fischschwanz noch einmal ein dünnes Segment ab.

Ich sehe Dich immer so halb durch zwischen Fischschwänzen und Froschzehen, Minna! Ist das nicht rührender als die Geschichte von Abälard, wie sich ihm Heloise immer zwischen die Lippen und das Gebet drängt? Oh, ich werde jeden Tag poetischer, alle meine Gedanken schwimmen in Spiritus!

Er präpariert jetzt vorsichtig die Haut des Querschnittsegments ab. Mit verhaltener Wehmut:

Lernst Du bis Ostern die Volkslieder singen, wenns Dich nicht angreift? Man hört hier keine Stimme; das Volk singt nicht, und Du weißt, wie ich die Frauen-

zimmer lieb habe, die in einer Soiree oder einem Konzerte einige Töne totschiere oder winseln... Ich bekomme bald das Heimweh, wenn ich mir eine Melodie summe.

Er legt das Präpariermesser weg, greift mit der rechten Hand einen kleinen Lappen, mit der linken die Flasche mit dem Methylalkohol, nimmt den Glaspfropfen ab, träufelt einige Tropfen Alkohol auf den Lappen und reibt das blutende Querschnittsegment ab. Dabei summt er das Schinderhanneslied.

Die da liegen in der Erden
von de Würm gefresse werden
Besser hangen in der Luft
Als verfaulen in der Gruft

Er legt den Lappen beiseite und setzt den Glaspfropfen wieder auf die Alkoholflasche.

Keine Bange, Vater! Von politischen Umtrieben halte ich mich fern. Hätt' ich es sonst so rasch zum Doktor der Philosophie gebracht?

Er legt jetzt das gesäuberte Fischsegment in eine Uhrglasschale und klemmt sich die Lupe vors Auge, durch die er den Querschnitt betrachtet.

Du kannst mit mir über mein ferneres Gedeihen der Zukunft ganz beruhigt sein. Du würdest deine helle Freude haben, wenn Du mir beim Präparieren zuschauen könntest. Sogar den Ekel vor der Leichenfledderei hab' ich mir abgewöhnt — Dir zuliebe! Ich bin ein Meister meines Fachs — im Freilegen der Nervenstränge. Siehst Du: Da ist das Rückenmark. Und der winzige Punkt drüber ist der neuralgische Punkt. Der Schmerzpunkt der Creatur. — Jetzt hat sie ausgelitten!

Er nimmt die Lupe wieder ab und stellt die Uhrglasschale mit dem Rückensegment in den Vitrinenschrank. Dann nimmt er das Präpariermesser wieder auf und läßt es vor seinen Augen blitzen.

Das Skalpell ist die Zwillingsschwester der Guillotine. Hier will die Tugend, dort die Wissenschaft durch den Schrecken herrschen. Mit Kommandostimme: He! Woyzeck! Hat er schon seine Erbsen gegessen! Es gibt eine Revolution in der Wissenschaft. Den Puls, Woyzeck. Zeig er den Puls!

Er fühlt mit der linken den Puls seiner rechten Hand, die das Messer hält. Dabei blickt er auf den Sekundenzeiger der kleinen Standuhr.

Auch das Messer in der Hand beschleunigt nicht den Puls... Kein Grund zur Besorgnis, Minna! Der Puls geht wieder ruhig. Der Anfall von Erkältungsfieber ist vorüber. Ich gehe fast so richtig wie eine Schwarzwälder Uhr.

Er läßt den Puls wieder los und die Hand mit dem Präpariermesser sinken. Blick durchs Fenster, auf das Stück freien Himmels. Leise, melancholisch:

Aber jetzt verwünsche ich meine Gesundheit... Ich glühte, das Fieber bedeckte mich mit Küssen und umschlang mich wie der Arm der Geliebten. Die Finsternis wogte über mir, mein Herz schwoll in unendlicher Sehnsucht, es drangen Sterne durch das Dunkel und Hände und Lippen bückten sich nieder... *ernüchtert, bitter:* Und jetzt? Und sonst? Ich habe nicht einmal die Wollust des Schmerzes und des Sehns. Ich bin ein Automat, die Seele ist mir genommen.

Er vertauscht jetzt das Präpariermesser mit der Pinzette und beginnt — eine län-

gere Prozedur — die Mittelgräte des Fisches freizulegen. Sich wieder um einen heiter optimistischen Ton bemühend:

Mein Wirt, der aussieht wie ein betrunkenes Kaninchen, hat mir in seinem prächtigen Haus vor der Stadt ein großes elegantes Zimmer vermietet. Das Haus steht nicht weit vom See, vor dem Fenster die Wasserfläche und von allen Seiten die Alpen, wie sonnenglänzendes Gewölk... *Wieder ironischer Unterton:* Dort wird Prinz Leonce seine Lena zu Ostern empfangen. Nous ferons un peu de romantique, pour nous tenir à la hauteur du siècle, — und dann werden wir Hochzeit halten, Minna! In effigie! Sind wir nicht zwei brave Königskinder? Die Flucht aus dem Reiche Popo und Pipi und seinem langweiligen Reglement entpuppt sich — merkst Du die Ironie davon? — als weitschweifiger Bogen rund ums Vaterhaus, der dort endet, wo er seinen Anfang nahm: Der Verfasser des »Hessischen Landboten« ist Privatdozent an einer ordentlichen Universität geworden und sitzt, statt im Darmstädter Arresthaus, in einem hochachtbaren Labor vor den anatomischen Tafeln seines Vaters... Gewisse Leute prophezeien mir eine glänzende Zukunft, und ich habe nichts dawider!

Er hält mit dem Präparieren inne, läßt die Mittelgräte los und zieht die Hand mit der Pinzette zurück. Wieder Blick durchs Fenster. Duster:

Dabei ist Becker noch immer in Haft. Der rote Becker — von Gott und der Welt verlassen... Minnigerode, so schreibt man mir, ist tot. Das heißt, er ist drei Jahre lang tot gequält worden. Drei Jahre!... Und Weidig wird in den hessischen Polizeigefängnissen auf gesetzliche Weise zu Tode gefoltert, weil er von einer heroischen Standhaftigkeit ist und nichts preisgibt, — *er beugt sich wieder über das Wachsbecken, sarkastisch:* während Dr. Georg Büchner, in seiner Eigenschaft als überflüssiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft, seinen Mitmenschen zootomische Vorlesungen über etwas ebenfalls höchst Überflüssiges, nämlich über das Nervensystem der Barben und die vergleichende Anatomie der Wirbeltiere hält.

Er faßt die Mittelgräte, die jetzt freigelegt ist, und zieht sie samt dem Kopf, der noch an ihr hängt, aus dem Wachsbecken, hält sie wie ein Demonstrationsobjekt mit beiden Händen vor die Spirituslampe. Dozierend, dabei den dozierenden Ton ironisierend:

Meine Herren Studenten! Aus meiner Untersuchung über die Schädelnerven der Barben folgt, daß auch der Kopf das Erzeugnis einer Metamorphose des Rückenmarks und der Wirbel ist. Mit anderen Worten: Der ganze Mensch ist nur ein Wirbelbein! Sie werden jetzt fragen: Aber wo bleibt der freie Wille? Der Mensch unterscheidet sich vom Tier doch durch den freien Willen? Nun — nehmen wir den casus des Soldaten Woyzeck, unterste Stufe vom menschlichen Geschlecht... Hat dieses viehische Individuum, das seinem vorgesetzten Wachtmeister das eigene Weib als standesgemäße Matratze mißgönnte, aus freiem Willen, bei voller Zurechnungsfähigkeit getötet — oder nicht? Um diese philosophisch-juristische Frage, die von höchster Bedeutung für unsere gelehrte Sozietät ist, beantworten zu können, müssen wir dem fraglichen Subjekt unter die Schädeldecke gucken, wo — wenn überhaupt — der freie Wille seinen Sitz hat.

Er legt die Fischgräte mit dem daran hängenden Kopf in das Wachsbecken zurück und öffnet ihm mit dem Skalpell die Schädelhöhle. Dann führt er rings um das Auge einen Schnitt, wobei er die Augenmuskeln und den Sehnerv durchtrennt.

Nur post festum, d.h. post mortem kann diese Frage durch das Skalpell entschieden werden. Warten wir also in aller Ruhe die Hinrichtung des Delinquenten Woyzeck ab, der in Ehrfurcht vor Gott und der Wissenschaft seine sterbli-

che Hülle der Anatomie vermachte. *In den gehetzten Ton Woyzecks fallend:* Herr Hauptmann — die Erd ist höllenheiß — mir wird eiskalt. Die Höll' ist kalt, wollen wir wetten.

Er nimmt das Fischauge aus der Augenhöhle heraus und hält es unter die Spirituslampe. Mit verhaltenem Schauder:

Es glotzt mich an wie Woyzecks Auge den Scharfrichter, als dessen Haupt auf seinem breiten Schwerdt saß. Warum kann man einem toten Fische nicht die Augen schließen? Schläft und träumt er — wie ich — mit offenen Augen? Ich wüßte gern, wie ich ihm in seinem Traum erscheine.

Er legt das Fischauge in eine Uhrglasschale und stellt sie in den Vitrinenschrank. Sein Gesicht ganz nah an der Glasscheibe, in dem es sich spiegelt.

Als Kind presst' ich mir die Nase platt an dem Vitrinenschrank, gefüllt mit Tierskeletten und herumschwimmenden Leichenteilen. Wenn man mich noch einmal nach meiner Heimatadresse fragt, werd' ich sagen: Ich stamme aus dem gläsernen Laboratorium meines Vaters, des Obermedicinalrates Ernst Karl Büchner. Ich kratzte, eingelegt in Spiritus, vierundzwanzig Jahre lang am Deckel der Vitrine. Ich bin folglich gut konserviert.

Er setzt sich wieder an den Präpariertisch, schaut, mit schlaff herabhängenden Armen und müden Augen, über das Wachsbecken hinweg durch das Fenster.

Man sagt, in Zürich geht das Faulfieber um. Wenn es doch die Menschen von der Arbeit dispensierte und sie einfach faul sein ließe, ohne daß sie dran verfaulen müßten — ich ließe mich gern anstecken. Besser jedenfalls als der subtile Selbstmord durch Arbeit. *Leise, flehend:* Du kommst bald? Minna? *Traurig:* Mit dem Jugendmut ist's fort. Ich bekomme sonst graue Haare.

Schon wer öffentlich fragt, schadet der Wirtschaft.

Max Frisch

Minderheitsfähig

Über Günter Gaus' Buch »Die Welt der Westdeutschen«

Ich sehe niemand an,
aber ich weiß, wen ich meine.
Günter Gaus

I

In der 253. Sitzung des Deutschen Bundestages am 4. Dezember 1986 kam Bundeskanzler Kohl während der Kulturdebatte auch auf sich zu sprechen und redete: "In diesem Zusammenhang habe ich, auf meine Person bezogen, gesagt - dazu stehe ich; ich bleibe dabei -, daß Menschen aus meiner Generation - Jahrgang 1930 -, die 1939, mit neun Jahren den Kriegsbeginn und 1945, mit fünfzehn Jahren das Kriegsende erlebt haben, eine Pflicht haben. Diese Pflicht erwächst aus der Tatsache, daß ich zu jung war, um selbst in eigene Schuld zu geraten, und zu alt war, um etwa die Erlebnisse nicht zu machen, die wir alle gemeinsam machen mußten, die ich zum Beispiel in meinem Elternhaus, in meinem persönlichen Umfeld, gemacht habe. In diesem Zusammenhang sagte ich - dazu stehe ich -, daß die Gnade der späten Geburt - -

Zwischenruf des Abgeordneten Duve (SPD): "Ein Zitat von Gaus!"

- Das behauptet Herr Gaus wie so vieles. Im übrigen ist es mir völlig egal, wenn Herr Gaus das gleiche Zitat gebraucht. Hier geht es doch nicht um intellektuelle Spielerei. Begreifen Sie denn überhaupt nicht, um was es in der Sache geht? Das ist doch eigentlich schade."

Nun gibt er wenigstens zu, daß es sich bei der Metapher nicht um einen eigenen Gedanken, sondern um ein Zitat handelt. Aber von wem er es hat, das mag er nicht sagen. Von Gaus will er es unter keinen Umständen haben. Dabei hätte er lesen lassen können, vom Ost z.B., und wenn der damit Schwierigkeiten hat, von einem seiner ungezählten Referenten. Sie hätten dann auf Seite 72 ff in Günter Gaus' neuem Buch »Die Welt der Westdeutschen« herausgefunden, daß der eben doch Zitierte sie bzw. ihn, Kohl, längst des Diebstahls angezeigt und für seine Anzeige ausreichendes Beweismaterial vorgelegt hat. Kohl hat, schreibt Gaus, die Metapher gestohlen, "nachweislich", und er benutze sie, "als sei es ein Stück von ihm". "Helmut Kohl muß nicht selber der Dieb gewesen sein. Ob es dann der Geschichtsprofessor war, der ihm gelegentlich bei Hören, bei hohen Anlässen die Feder führt, oder die einfacheren Leute in der Schreibstube des Kanzleramts - ich kann es nicht sagen." Aber Günter Gaus weiß ja, daß der Kanzler, wenn er stiehlt oder stehlen läßt, sich um die Folgen nicht schert; selbst U-Bootkonstruktionen aus der staatseigenen Werft soll er schon in seinem Diebesgut gehortet haben. Warum so kleinlich bei einer Metapher? Die Antwort auf diese Frage, so scheint mir, ist das Thema des jüngsten 'Deutschlandbuches' von Gaus, seiner "kritischen Betrachtungen" über die Bundesrepublik.

Kohl und Gaus, das sind nicht allein zwei Paar Schuhe. Es sind zwei Menschen, auf die zeitgleich und in einem Land ein und dieselbe Geschichte getroffen ist, die sie dann auf entgegengesetzte Weise verarbeitet haben. Zwei einander Fremde, beinahe ohne jede Berührung im gleichen Land lebend. Allerdings ist "Herr Gaus" dem Kanzler "völlig egal", aber der Kanzler nicht dem Herrn Gaus. Kohl ist mehrheitsfähig, was ihm steht und worin er sich gefällt. Gaus ist minderheitsfähig, etwas, das bei allgemeinen Geschmacksurteilen nicht zu subsumieren ist. Das Vergnügen an dem Metapherndiebstahl teilt der Dieb nicht mit dem Bestohlenen, denn das Sonderbare jenes Diebes ist, daß er nicht weiß, was er tut. Dieter Hildebrandt, altersgleich mit Gaus und Kohl, aber nur mit dem ersten geistesgleich, hat diesen Fall diagnostiziert: "Er (Kohl) habe damit nichts zu tun, meinte er, er sei damals noch ein Kind gewesen, und das wäre heute noch so." Aber wie kann ein Kind, "die Unschuld an der Macht" (Karl-Heinz Bohrer), die Bundesrepublik regieren?

Das jüngste Buch von Günter Gaus gibt darauf viele Antworten. Sie sind jedoch nicht dazu geeignet, diesen Umstand zu ändern und wollen es auch nicht. Gaus gibt Antworten auf Fragen, die er sich stellt. Er agitiert nicht gegen den Metapherndieb und dessengleichen, er meditiert über sie. Er betreibt "intellektuelle Spielerei", wie der Kanzler sagte. Dabei wird man daran erinnert, daß einer der Kanzlervorgänger Leute, die so etwas tun, Pinscher geheißsen hat; und ein anderer, Kohl nennt ihn gern seinen Großvater, aber, um das Wort für den Heroen zu vermeiden, nennt er sich noch lieber dessen Enkel, ein Kind eben; dieser andere sagte gar nichts. Um seine Mißachtung über derartige Geisteshaltungen bekanntzumachen, ließ er solche Leute bei Gelegenheit verhaften.

"Intellektuelle Spielerei", was eigentlich ist das für ein Vorwurf? Und warum meint das immerwährende Kind, Intellektuelle dürften nicht spielen, zumal sie es doch nur im Geiste und nicht etwa mit Bestechungsgeldern tun? Sie dürfen nicht, sie sollen nicht, weil sie sonst auf die zwecklose Frage zurückkommen könnten: Was wäre, wenn?, ohne die nicht nachzudenken ist. Und Nachdenken, so hat Kohl eben die Metapher mißverstanden, weswegen allein er sie sich auch widerrechtlich zu eigen machte, bliebe ihm, dank der Gnade der späten Geburt, erspart. Aber Gaus meinte, wenn es denn überhaupt eine ist, dann die des Nachdenkenkönnens.

II

Die Negation der Negation ist ein faszinierender Gedanke, und ebenso faszinierend ist ihre Verweigerung, der Pragmatismus. Günter Gaus bewegt sich zwischen diesen beiden Polen, was ihm und seinen Lesern drei scheinbar widersprüchliche, fast bekenntnishafte Einsichten beschert.

Erstens: "Meinesgleichen trennt vom Kommunismus von Grund auf mehr, als gewisse angesehene Kräfte unseres westlichen Lagers von ihm trennt. Es gibt zwischen manchen Genossen dort und manchen rechten Herren hier Ähnlichkeiten in der Sehnsucht nach nützlichen Tugenden der von ihnen Regierten - Leistungsbereitschaft um jeden Preis, Genügsamkeit, Ordnungssinn, gutgläubigen Respekt vor der Obrigkeit -, die mich nach wechselnder Gemütsverfassung einmal erheitern und ein andermal bestürzen. Ich bin also nicht irritiert von Berührungssängsten. War es nicht eine der vornehmsten Errungenschaften der europäischen Aufklärung, hinter die beide Systeme zurückgefallen sind: zu Ende zu denken ohne Angst vor einem dogmatischen Sündenfall?"

Zweitens: "Ich wiederhole meinen Rat, einen Augenblick innezuhalten, um sich die ganze Bedeutung dessen zu vergegenwärtigen, was damals, drei, vier Jahre nach dem Krieg, in den westlichen Besatzungszonen vorging und sich in der Folgezeit konsequent entfaltete: Ein Teil eines Volkes, das sich gerade mit

schauerlichen Verbrechen außerhalb des Kreises der Völker gestellt und eine in jeder Hinsicht verdiente Niederlage empfangen hatte, die in der neueren Geschichte ihresgleichen bisher nicht gefunden hat, wurde aus machtpolitischen Gründen von der einen Seite der Siegermächte binnen kurzem umworben und sogar moralisch erhöht - als erprobter Mitkämpfer gegen den altbösen Feind. Es geht dabei weniger um den Inhalt des vertrauten Feindbildes, das man in Westdeutschland aufpolieren durfte, als um die damit verbundenen psychischen Folgen für die Bundesrepublikaner. Die besitzbürgerliche Restauration im westdeutschen Nachkriegsstaat ist davon nur die Außenhaut."

Drittens: "Die intellektuelle Opposition, allzu üppig so genannt, in ihren Spielarten, mit ihrer Ermüdung, ihrer Entfernung von der Politik, aber auch mit Luthers Apfelbäumchen; die - vielleicht folgenschwere - Unfähigkeit vieler meiner Altersgruppe, in Dogmen zu denken; die Generationsunterschiede."

Das Buch ist durch keinerlei unmittelbare Enthüllung ausgezeichnet, wie man sie von einem Autor vielleicht erwarten könnte und wollte, der viele Jahre - und als erster - die Bundesrepublik öffentlich im anderen, im sozialistischen Deutschland zu vertreten hatte. Wahrscheinlich könnte er darüber einen für die Geschichte der Bundesrepublik wichtigen Memoirenband vorlegen, und vielleicht hat er später, wenn er sich nicht mehr mit den Skrupeln seiner Generation, sondern mit ihren Erinnerungen beschäftigt, dazu Gelegenheit.

Das Buch zeichnet auch nicht aus, die Geschichte der Bundesrepublik unter ganz neuen Perspektiven vorzustellen. Den bundesdeutschen Nachahmungstrieb, das Unvollendete der Vergangenheit haben viele, besonders ausländische Beobachter bemerkt und häufig vorgetragen.

Das Buch hat nicht in erster Linie Nachrichtenwert, seine Besonderheit ist die Methode, nach der der Autor verfährt, mit seinen Beobachtungen und Erfahrungen umgeht: die sture Fixiertheit an Aufklärung. Er läßt sich gar nicht davon beirren, ob das geht, ob es sie noch gibt, auch nicht von ihrer Dialektik, worüber nun seit Jahrzehnten verhandelt wird. Gaus macht Aufklärung einfach praktisch, indem er sich auf den Standpunkt des Aufklärers par excellence stellt, auf den Standpunkt Descartes', der in den Abhandlungen über die Methode - und so verfährt Gaus - geschrieben hat: "Da ich nun in dieser Schrift nur die Absicht habe, gleichsam eine Geschichte, oder, wenn man lieber will, gleichsam eine Fabel zu erzählen, worin unter manchen nachahmenswerten Beispielen vielleicht auch manche andere sich finden werden, denen man besser nicht folgt, so hoffe ich, diese Schrift wird einigen nützen, ohne einem zu schaden, und jeder wird mir für meine Offenheit Dank wissen."

Was kommt heraus bei dieser Art der Selbstbetrachtung? Zunächst ist bemerkens- und erinnerenswert, daß die Bundesrepublik auch Politiker hatte - hat kann man in seinem Fall nicht mehr sagen, da er sich zurückzog oder gezogen wurde -, die diesen Standort offenbar nicht erst im Nachhinein, sondern in der Praxis einzunehmen die Fähigkeit besaßen. Gaus' ungewöhnlich erfolgreiche Arbeit in der DDR als Ständiger Vertreter der Bundesrepublik wäre ohne diese Haltung vermutlich nicht zustande gekommen. Der Aufklärer, der weder den Pragmatismus meidet, noch die Dogmatik aus der Welt wünscht, konnte sich in den gebotenen kleinen politischen Schritten bewegen. Er scheute; in beiderlei Bedeutung des Wortes, die Umstände nicht. Die Fähigkeit wirkt in dem Buch nach. Seine kenntnisreiche Freundschaft zur DDR, nicht zum Sozialismus - und allein die Unterscheidungsfähigkeit dieser zwei Seiten der Medaille ist eine Tugend der Aufklärung - ermöglicht ihm, behaupte ich, erst seinen ungewöhnlichen Blick auf die eigene Generation und ihr Leben in der Bundesrepublik.

Die Kritik der Illusionen, die er mit seiner Generation teilte, ist eine ebenso bedenkenswerte Leistung, die, siehe Kohl, noch immer die Ausnahme zu sein

scheint. Aber erst diese Kritik deckt auf, was Illusionen waren und noch sind: "Fast alles hat getragen, woran wir im Jahre 1945 unsere hoffnungsvollen Erwartungen knüpften, oder wurde abgedrängt in Ecken, in denen die Minderheiten siedeln. Nach einem solchen Satz weiß man schon, woher der Wind weht und worauf alles hinauslaufen soll; das kennt man doch - nicht wahr? Tatsächlich ist eine der charakteristischen Erfahrungen, die das Land vermittelt, daß es unter seinen Bewohnern viele schnelle, feste, selbstgewisse, selbstgerechte Urteile gibt und wenig Neugier auf die Gründe für Abweichungen von der herrschenden Norm. Dies liegt wohl daran, daß die bundesrepublikanische Gesellschaft unter einem dünnen Mantel von Pluralität weithin geprägt ist von den Kennzeichen eines geschlossenen Weltbildes. Sie ist mehrheitlich eine ideologische Gesellschaft - also gerade das, was sie voller Furcht, Abscheu und Arroganz immer nur drüben, im anderen deutschen Staat, sieht."

Die Ideologie ist der zum Selbstbewußtsein auch des 'kleinen Mannes' gewordene Kapitalismus, wie Gaus sagt, und dabei wünschten sie doch, er und diejenigen seiner Generation, die linksliberal dachten und denken wollten, eben nichts anderes, als daß dieser 'kleine Mann' endlich tun und lassen sollte, was er dachte, frei von jeglicher ideologischen Bevormundung, auch solcher, die ihm zum Glück verhelfen will. Und nun: "Meinesgleichen muß allerdings kleinlaut sein, soweit es die kapitalistische Ordnung der Bundesrepublik betrifft. Danach haben wir selten radikal gefragt, darum haben wir uns wenig gekümmert."

Es ist schon etwas, wenn einer wie Gaus 1986 diesen Satz schreibt, wo doch so viele derjenigen, die ihm und seinesgleichen das stets zum Vorwurf machten, eben nicht mehr radikal danach zu fragen wünschten, was der Kapitalismus ist und bewirkt, weil ihnen der Kopf vor lauter Bündnislosigkeit dröhnt. Nun steht er also doppelt einsam. Die Illusionen des Pragmatismus sind zerstört, aber sind die Dogmen etwa unversehrt und greifbar?

Die Zweifel an den eigenen vergangenen Gewißheiten, die Gaus vorträgt, sie sind das dem Buch Eigentümliche und das Faszinierende. Sie haben nichts Entschuldigendes, nichts Resignatives, nichts Verzweifelteres. Das Buch hat den Charakter einer Geste mehr als den einer wichtigen Mitteilung. Die Geste ist einer intellektuellen Tradition verpflichtet, die in der Bundesrepublik viele, wenn auch schmale Spuren hat. Jedoch ist daraus nie eine Strömung geworden. Es gibt Ältere als Gaus und gab sie, bei denen jene Tradition sich findet und fand, etwa Alfred Andersch oder Heinar Kipphardt; es gibt Jüngere wie Oskar Negt und Alexander Kluge, doch handelt es sich da auch nur um ein paar Jahre Unterschied. Und schließlich hat Gaus sein Buch sicher auch mit der Unterstellung geschrieben, daß es wieder ganz Junge geben werde, die solche Traditionen aufgreifen wollen.

III

Also die Vernunft zur DDR, woraus ja nicht gleich eine alles umgreifende Koalition werden muß, die Kritik der Illusionen, die die Illusionen erhebt, die Intellektualität, die, soweit es geht, unvoreingenommen sich zu erhalten sucht, das sind die Dinge in diesem Buch. Das vorige über die DDR, eine 'Ortsbestimmung', trug den Titel »Wo Deutschland liegt«. Dieses schränkt ein: »Die Welt der Westdeutschen«. Er will gewiß das eine für sich nicht haben, aber in diesem anderen, hiesigen, ist ihm auch ein wenig unwohl: "Meinesgleichen hat kein Glaubensgebäude zu vermieten, in dem Unterkunft, Wohlbefinden und vor allem auch Ausblick auf später noch schönere Wohnungen umfassend geregelt sind. Kein intellektueller Geiz, der auf Exklusivität sinnt, hält uns zurück - wir sind in dieser Hinsicht einfach Habenichtse."

Das kann man ja von zwei Seiten lesen. Angenehm liest es sich von der zweiten. Man muß eben doch auf Veränderung sinnen. Und gerade Gaus teilt das mit.

Alberto Moravia wurde einmal gefragt, warum er links stünde. Und er antwortete, wo, angesichts unserer Bourgeoisie sollte man sonst stehen? Ebenso Gaus, nur daß er hinzufügt und demonstriert, wie schwierig das in einem Land ist, in dem der Bourgeois sich als Kleinbürger verkleidet hat, und der Kleinbürger sich darum schon für einen Bourgeois hält. Womit wir wieder am Anfang wären, bei dem Metapherndieb. Wie gut geht es dem doch im Vergleich zu Leuten, die nichts als intellektuelle Spielereien betreiben. Kürzlich sagte er in einer anderen seiner vielen Reden, sie war der "Kirche und Kultur im ländlichen Raum" gewidmet, und zwar ausgerechnet in seinem ländlichen Heimatraum: "Dorf und Burg finden sich gerade in der Südpfalz häufig benachbart. Die Burgen sind sichtbare Zeugen einer besonders reichen, bewegten und oft schmerzlichen Geschichte gerade in diesem Landstrich." Wieder schmerzlich und wieder die Gnade. In diesem Fall besteht sie in seiner Eigentumswohnung in eben jener Burg, die er vor Augen hatte, und in die er sich gelegentlich zurückzieht, um solcherart Gedanken hervorzubringen - die sind nun gewiß nicht gestohlen.

Günter Gaus, Die Welt der Westdeutschen, Kritische Betrachtungen, Kiepenheuer & Witsch, Köln 1986.

Manchmal, Tom, müssen wir etwas tun, um den Grund dafür zu entdecken. Manchmal sind unsere Handlungen Fragen, nicht Antworten.

John le Carré

Rafael de la Vega

Postmoderne Linke?

Über die Tragik nicht nur der spanischen Linken II

Vorausgesetzt, es gebe einen begrifflich brauchbaren Konsens über das, was heute - wo so vieles zerredet, so vieles semantisch zerstoßen wird, sei es als Ersatz für die Ohnmacht der Handlungen oder als wohlkalkulierte Strategie - die Linke in den Machtzentren des entwickelten Kapitalismus bedeutet bzw. über deren konkrete inhaltliche Bestimmungen: diese wie auch immer definierte Linke befindet sich in einer schweren Krise, die nicht zuletzt ihr eigenes Selbstverständnis, sowohl kollektiv als auch individuell, direkt betrifft. Als vielleicht augenfälligstes Zeichen dieser Krise würde ich auf theoretischer Ebene die Tatsache bewerten, daß die Linke ihre Überzeugung, ihre (soweit noch vorhandene) Kampfkraft eher aus der Irrationalität und Brutalität der Rechten, also des imperialistischen Monopolkapitals und seiner globalen Kriegspolitik schöpft, als aus der eigenen, rational fundierten Ideologie. Jeder Versuch, diese Realität zu vertuschen, kann nur dazu führen, ihre mögliche und notwendige Überwindung zu lähmen. Die gegenwärtige Lage der nicht bloß reformistischen Linken in den hochindustrialisierten Ländern des Westens als kritisch bis desolat zu bezeichnen, könnte wohl nur von professionellen *whips* mit Entrüstung quittiert werden.

Die innere ideologische, organisatorische und politische Entwicklung der grossen kommunistischen Parteien Westeuropas, allen voran der französischen und italienischen, legt leider keine andere Diagnose nahe: Dort, wo noch vor zwanzig Jahren programmatische Einheit und Klarheit herrschten und eine Eroberung der Regierungsmacht im demokratischen Auftrag der breiten Massen keine Utopie zu sein schien, findet man heute Unsicherheit und Verwirrung, wenn nicht gar ätzende Skepsis. Viele der Denkhaltungen und Tendenzen, die man ebenso verschwommen wie wohlfeil als *postmodern* bezeichnet, sind bei vielen Linken zu finden, die sich selbst noch immer als solche betrachten; eine prinzipielle Skepsis gegenüber allen geschlossenen Denksystemen und Ideologien, die Verflachung des Geschichtlich-Gesellschaftlichen zu einem rein operativen Possibilismus, die Abkehr von jedem utopischen Entwurf und die bisher natürlich vergebliche - Suche nach dem 'herrschaftsfreien Diskurs'. Der Pluralismus, verstanden nicht als Ausgleichsmechanismus des 'Vernünftig-Wirklichen', sondern als Entlassung aus jeder persönlichen und kollektiven Verantwortung, wird zum Angelpunkt einer politischen Theorie, in deren Nacht alle Katzen grau sind. Daß diese allgemeine Krise der Linken gerade in Spanien besonders tiefe und akute Züge besitzt, kann eigentlich nicht überraschen, und schon im ersten Teil dieser Arbeit habe ich auf einige der möglichen Gründe dafür verwiesen.

Die mühsame Rekonstruktion der politischen Linken in Spanien nach den Jahren der Franco-Diktatur erfolgte nicht auf dem Boden des revolutionären, bewaffneten Kampfes oder des kollektiven Erlebnisses einer totalen Krise, einer wie auch immer gearteten 'Stunde Null'. Vierzig Jahre Diktatur und die Omni-

potenz einer bornierten Bourgeoisie, die dem Lande ihren Stempel aufdrückte, führten in einem viel größeren Umfang, als viele wahrhaben wollten oder konnten, dazu, daß Apathie, Gleichgültigkeit und Anpassung langsam tiefe Wurzeln schlagen konnten. In ihrem Buch »Vergebliche Reise«, dem man zwar nicht in jedem Punkt zustimmen kann, das aber gleichwohl interessant ist, sagt Rossana Rossanda von einer Gruppe damals (1962) führender spanischer Kommunisten, das einzige, was sie offensichtlich interessierte, war die Literatur und das gute Essen. Diese etwas schockierende Feststellung birgt in sich leider mehr als ein Körnchen Wahrheit, und dem tut auch die Tatsache keinen Abbruch, daß gleichzeitig viele Tausende spanischer Arbeiter einen harten, tapferen Kampf um ihre elementaren politischen und sozialen Rechte mit Folter, Gefängnis und auch mit dem Tod bezahlen mußten. Einige tausende, ja hunderttausende oder sogar Millionen Arbeiter und Intellektuelle waren sicher politisch und sozial aktiv gegen Franco, dennoch blieben sie eine Minderheit, eine - und das gilt heute ebenso für alle Länder des hochindustrialisierten Kapitalismus - 'bewußte Avantgarde', der, in diesem Fall wenigstens, nicht nur die ideologische Kohärenz, sondern überhaupt eine klare ideologische Basis fehlte.

Francos schlaue Taktik des "zuerst Korrumptierens, dann Bestrafens" (siehe dazu Peter Klein, »Francos zweite Inquisition. Spanien zwischen Folter und EWG«, Hanser-Verlag 1971) hatte insofern Erfolg, als sie nicht nur mit allgemeinen Zeittrends - reformistisch-sozialdemokratisches Denken in breiten Schichten der Arbeiterbewegung, Attraktivität des 'skandinavischen Modells', Dynamik des Konsumkapitalismus usw. -, sondern mit spezifisch spanischen Tendenzen einherging. Francos 'relativer' Erfolg ist nicht nur die Folge von polizeilicher Brutalität und borniertem bürgerlich-kapitalistischen Denken, sondern auch des 'Mitläufertums' von vielen Millionen aus allen Klassen und Schichten kommender Spanier gewesen.

Ähnlich gestaltet sich die heutige Lage in Chile. Das chilenische Volk ist nicht als geschlossene nationale Einheit das Opfer ausländischer Interventionen und Pentagon-Imperialisten, die Folterknechte der Junta, die Junta selbst und viele Hunderttausende von Mitläufern sind echte Chilenen. So war es auch in Spanien unter Franco. Das Volk war Opfer seiner selbst, es hatte seine eigenen Peiniger produziert, wie es auch vierhundert Jahre früher seine eigenen Inquisitionsschergen hervorgebracht hatte. Und als ureigenes Produkt der Geschichte, der Kulturen und der spezifischen sozialökonomischen Bedingungen eines Landes wurzeln diese Krebsreger im selben Organismus, der die demokratischen und fortschrittlichen Zellen produziert. France und der Frankismus waren leider in vielerlei Hinsicht ein Ausdruck nicht etwa abstrakt-allgemeiner Gesetzmäßigkeiten des internationalen Kapitalismus, obwohl natürlich mit diesem eng verflochten, sondern ebenso von handfesten spanischen Merkmalen. Der Diktator selbst hat es nur zu gut gewußt und jahrelang für seine Politik ausgenutzt. So ist die wenig brillante Lage der heutigen Linken nicht nur ein Reflex allgemeiner, insbesondere westeuropäischer Probleme, sondern auch die Folge spezifischer Entwicklungen, Irrtümer, Fehlplanungen und Schwächen.

Zwei *slogans*, die vor ein paar Jahren in aller Munde waren, verdeutlichen die schwierige Lage der spanischen Linken. Inzwischen hat sich die politische Atmosphäre so entscheidend verändert, daß jede Bezugnahme auf die 'frühere Staatsform' weitgehend nur aus historischen, nicht mehr aus alltagspolitischen Gründen erfolgt. Vor sechs oder acht Jahren aber, als die 'Transición' noch nicht abgeschlossen war (und sie ist es im Grunde auch heute noch nicht), konnten diese beiden Sprüche einen doppelten konträren programmatischen Wert haben. "Mit Franco leben wir besser!", war die Parole der Ultrarechten. Und die Linke antwortete nicht ohne bitteren Sarkasmus: "Gegen Franco leben wir besser!".

In der Tat: die Fixierung auf einen eindeutigen, noch dazu mächtigen Feind ver-

einigte die Kräfte, gab Mut und Zuversicht, ließ zu, daß einige Querelen und Differenzen vertuscht werden konnten. Daß sie dennoch hartnäckig weiterwirkten, konnte man schon in den Jahren 74/75 erkennen, als die von der KP und anderen Parteien sowohl des linken als auch des bürgerlichen Spektrums ins Leben gerufene »Demokratische Junta« sofort die PSOE, die spanische Sozialdemokratie, auf den Plan rief, eine andere Gruppe, die »Demokratische Plattform«, zu organisieren. Die Tendenz zur Zersplitterung und Atomisierung ist eine Konstante der spanischen Geschichte. In weitaus größerem Maße als in anderen Ländern ist hier nicht nur die Linke, sondern auch die Rechte in ein bizarres Panoptikum von großen, kleinen und winzigen Parteien und Gruppen zerlegt. Die "Danse macabre" der Bildung, formellen Konstituierung und Eintragung von politischen Parteien und Vereinen führte im ersten Jahr der 'Transición' zu der wahrhaft schwindelerregenden Zahl von mehr als hundert solcher Organisationen. Dieses Pandämonium reduzierte sich zwar erheblich nach den ersten demokratischen Parlamentswahlen, von einem entscheidenden Klärungsprozeß im Spektrum der politischen Parteien konnte aber damals wie heute keine Rede sein. Für die letzten Parlamentswahlen (Juni 1986) kandidierten acht Parteien aus dem kommunistischen, 'linkskommunistischen', maoistischen und trotzkistischen Spektrum. Ebenfalls plural waren die Vertretungen der 'Grünen', vier Parteien, und sogar die traditionell *en bloc* auftretenden Rechten, Faschisten, Rechtskonservative, Liberale, Sozialdemokraten. Es wundert nicht, daß aus solchen Bedingungen die von vielen und mächtigen 'Schirmherren' gestützte PSOE als Wahlsieger hervorgegangen ist. Sie wird allem Anschein nach ihre Macht noch lange ungestört ausüben können.

Ohne eine genaue, in die Tiefe gehende Analyse der Gründe, die dazu geführt haben, daß eine Partei, die im Jahre 1975 praktisch keine Basisorganisation und keine Anhängerschaft besaß, die nach der Spaltung von Suresnes, bei der der alte Generalsekretär Llopió durch den Newcomer Felipe Gonzalez ersetzt wurde, vor einem Neuanfang unter den Fittichen der mächtigen SPD stand, zum alles beherrschenden Faktor im politischen Leben Spaniens werden konnte, wird man kaum etwas von der heutigen Situation und von den Zukunftsperspektiven der Linken in Spanien verstehen können. Ja, sogar um die tragische Selbstzerfleischung der spanischen Kommunisten richtig zu durchleuchten, muß man nolens volens einen schärferen Blick auf die PSOE werfen.

Die wundersame *story* der immer noch so genannten Sozialistischen Arbeiterpartei Spaniens verbindet in sich Erinnerungen an den Phönix-Vogel mit einer Meisterstunde in Sachen 'internationale Solidarität'. Ohne die Gunst der Stunde und das mangelnde Interesse - vielleicht sollte man sagen: den mangelnden Bedarf - an einer sozialen und politischen Revolution seitens der spanischen Arbeiterklasse wäre der Bilderbucherfolg der PSOE nicht denkbar gewesen. Der Keim des Sozialdemokratismus war längst in der spanischen Gesellschaft angelegt, Reformismus, nicht Revolution war Trumpf. Diese Realität erkannt zu haben, war für die Kommunistische Partei Spaniens der Carrillo-Ara zugleich heilsam und verderblich. Für die PSOE aber, die sich anfangs immer noch marxistisch und proletarisch gab, bedeutete das Abdriften in immer offener soziale-demokratische Positionen keinen Verlust der eigenen Identität, und zwar einerseits, weil die Partei stets einen rechten Flügel und ein sozialdemokratisches Zentrum besessen hatte, andererseits, weil der 'neue' Kurs des »Felipismo« sich fügenlos in die Politik der Sozialistischen Internationale integrieren ließ.

Wichtig war es, die Macht zu erobern. Einmal im Besitz des Staatsapparates kann man mit offenem Visier kämpfen, benötigt man nicht mehr die Verstellungen, die taktischen Finten, die Wahlversprechungen mit 'reservatio mentalis'. So ist die PSOE zu Positionen gekommen, die sowohl in der Außenpolitik als in der Wirtschaftspolitik, aber auch auf vielen Gebieten der Innenpolitik, den rechten Flügel der heutigen Sozialdemokratie markieren. Die von ihr betriebene Arbeits- und Sozialpolitik hat die Partei schon mehrmals auf einen allenfalls ver-

balen Konfrontationskurs mit ihrer eigenen Gewerkschaft UGT gebracht. Die punktuellen Beschlüsse und Schritte, die wegen ihres demokratischen Charakters uneingeschränkt zu begrüßen sind, z.B. die Anerkennung der Pensionen zugunsten Beamter und Offiziere der Republik; die Anrechnung der in den frankistischen Gefängnissen verbrachten Jahre als Arbeitsjahre im Hinblick auf ihre Berentung; die 'Amnestierung' der von Franco kriminalisierten und aus den Streitkräften hinausgeworfenen Offiziere der UMD (Demokratische Militärunion) mit der Möglichkeit, wieder in den Dienst aufgenommen zu werden, die zaghafte Verbesserung in der Schul- und Frauenpolitik, in - für das altreaktionäre Spanien - so unantastbaren Fragen wie das Scheidungsrecht oder die legale Abtreibung: das alles sind in Wirklichkeit für einen jeden wahren Sozialisten nicht mehr als Tropfen auf den heißen Stein. Die Grundsäulen der PSOE-Politik stützen mit zunehmender Festigkeit die Hauptinteressen eines neoliberalen Kapitalismus. Über ihre Außenpolitik braucht man sich wahrlich weder im Pentagon noch in den EG-Gremien Gedanken zu machen.

Daß es nach den harten Jahren des Frankismus und nach der euphorischen Aufbruchsstimmung der 'Transición' dahin kommen konnte, ja kommen mußte, ist aber in erster Linie dem spanischen Volk selbst zuzuschreiben. Vieles von dem, was sich heute in Spanien abspielt, ist ein Teil der allgemeinen Flaute, der Desorientiertheit der Linken in den Ländern des entwickelten Monopolkapitalismus. Latente, auf individueller Ebene wirksame Überzeugungen können sich gesellschaftlich und parteipolitisch nicht voll artikulieren. Sei es, weil es an Organisation und Disziplin mangelt, oder weil die sogenannten 'poderes fácticos' (de facto-Machthaber im Lande) mit ihrer Ablenkungsstrategie und Abstumpfungspolitik einfach am längeren Hebel sitzen, zumindest vorläufig.

Auch hier unterscheidet sich die Lage der spanischen Linken nicht wesentlich von der allgemeinen in den westeuropäischen Ländern. Und in diesem Sinne kann man sie auch als 'post-modern' bezeichnen. Sie zeigt aber andererseits eine Reihe besonderer Züge auf.

Die Tragik der spanischen Linken ist also nicht die Folge von Fehlern und Irrtümern einer bestimmten Partei, z.B. der KPS, sondern *aller* fortschrittlichen Kräfte des Landes. Wie die französische linksliberale Zeitung «Le Monde» kürzlich feststellte: Spaniens Wahlstimmen stehen viel weiter links als sonstwo in Europa. Nicht nur der Wähler, d. h. der vor eine politische Entscheidung als 'normale' Ausnahmesituation in einer bürgerlich-parlamentarischen Demokratie gestellte Bürger, sondern der Alltagsbürger birgt in sich viel mehr 'linkes Potential' als etwa in Frankreich, geschweige denn in England oder in der BRD. Es handelt sich aber durchweg um eine diffuse Grundhaltung, eher spontan als reflexiv, die aus tiefsitzenden Abneigungen und ebensolchem Mißtrauen und selten aus ideologisch fundierter Überzeugung herrührt. Entsprechend eruptiv und auch instabil pflegt sie zu sein. Ethische Motivationen, persönliche Bindungen und Loyalitäten spielen dabei eine unvergleichlich wichtigere Rolle als etwa theoretische Überlegungen und politisches Kalkül.

Zum eingefleischten Mißtrauen gegenüber dem Staat und allen Instanzen der öffentlichen Hand kommt eine Unfähigkeit zur geduldischen, disziplinierten, planerischen Arbeit. Eine solche Grundhaltung kann in extremen Notsituationen zu kurzlebigen Spitzenleistungen anspornen, führt aber im grauen politischen Alltag sehr leicht zu einem anarchoiden 'je-m'en-foutisme' und zu einem zynischen, selbstgerechten Opportunismus. Nachdem die aufbrausende Begeisterung der Jahre 1974 bis 1976 abgeflaut und der ethische Impetus der Linken verflossen war, schien die Stunde der Lauen gekommen, der abwägenden Possibilisten. Die PSOE bot den nichtkonservativen Spaniern genau das, was für sie eben noch annehmbar war: Keine programmatische Ideologie, keine Parteidisziplin, keine radikalen Experimente, mit anderen Worten: dasselbe Modell, das - mutatis mutandis - in den von vielen Spaniern wegen der sozialen und

wirtschaftlichen Stabilität insgeheim bewunderten Ländern mit sozialdemokratischen Regierungen, allen voran die BRD und die skandinavischen Staaten, bestimmend war. Es war die Stunde des Reformismus, und das spanische und internationale Kapital ebenso wie die EG- und NATO-Mitglieder setzten sofort auf die PSOE-Karte als auf den besten Garanten dafür, daß sich in Spanien so viel wie nötig und so wenig wie möglich ändern möge.

Die Lage der Linken ist also in Spanien als durchaus 'europäisch' zu bezeichnen, bis auf den Punkt vielleicht, daß es hier nicht wie in anderen Ländern Europas zu einer Rechtswende gekommen ist, noch - voraussichtlich - in der nächsten Zukunft dazu kommen wird. Dafür hat sich in den letzten Jahren die PSOE zu Positionen hinentwickelt, die besonders in der Außen- und in der Wirtschafts- und Sozialpolitik eindeutig konservative Züge tragen. Es ist schon bezeichnend, wenn ein PSOE-naher Soziologe wie Ignacio Sotelo dieser Partei vorwirft, eine empörende Arroganz im Umgang mit der Macht zu praktizieren, eine "absolute Geringschätzung von Formfragen" an den Tag zu legen, vor der "Manipulation von Personen und Institutionen" nicht zurückzuschrecken und die repräsentative Demokratie und deren "politischen Horizont auf eine ausschließlich auf den Wahlgewinn fixierte (electoralista) Dimension" reduziert zu haben (I. Sotelo in: «Tránvia. Revue der Iberischen Halbinsel», Nr. 3, Oktober 1986, Berlin, West).

Dennoch wird der PSOE eine lange, trotz wachsender Kritik und Enttäuschung unter den Wählern und auch unter den Mitgliedern parlamentarisch ungefährdete Regierungszeit prognostiziert. Sogar der kürzlich errungene Minisieg in den Wahlen zum Baskischen Regionalparlament, der angesichts der erdrückenden Mehrheit der miteinander zerstrittenen nationalistischen Parteien wie ein blanker Hohn anmutet, signalisiert die Glückssträhne der PSOE, obwohl dieses Geschenk ihr mehr Probleme als Erfolge bescheren wird. Und das Auseinanderfallen der rechten Koalition seit der Abdankung ihres Großen Manitu, Manuel Fraga Iribarne, schafft im rechtskonservativen Flügel des spanischen Parlamentarismus eine Lücke, die mittelfristig und behutsam auszufüllen für die PSOE keine unüberwindliche Aufgabe sein sollte.

Mehr Ärger könnte den Planern und Machern der Regierungspartei und ihren offensichtlichen Bonapartismus-Ambitionen die politische Renaissance des früheren Regierungschefs Adolfo Suárez machen, der mit seinem unzweifelhaften Charisma und einem populistischen, in einigen Punkten links von der PSOE angesiedelten Programm einige Achtungserfolge erzielt hat. Suárez, an dessen Aufrichtigkeit als Demokrat niemand zweifeln kann, ist selbstredend ein Konservativer, kann sich aber hier und da höhere 'Freiheiten' leisten als der längst in Ketten liegende Felipe González. Bisher genießt er jedoch nicht das volle Vertrauen des großen Finanzkapitals und des mächtigen Arbeitgeberverbandes, die nach ihrer peinlichen Blamage mit dem von ihnen massiv unterstützten Miquel Roca sehr wohl die Macht der Fakten anerkennen und den EG-USA- und NATO-Günstling PSOE als Partner dulden werden. Somit wäre in der Tat einer langfristigen Etablierung des sozialdemokratischen Reformismus in Spanien nichts Nennenswertes entgegenzusetzen.

Wirklich nichts? Die langsam wieder Fuß fassende kommunistische Bewegung, die Schaffung eines buntgemischten Wahlbündnisses linker Kräfte unter der Bezeichnung «Izquierda Unida» (Vereinigte Linke), die etwas diffuse aber reale Präsenz der Friedensbewegung und nicht zuletzt die Gewißheit, daß sieben Millionen Spanier gegen den Verbleib im Atlantikpakt und für die strikte Neutralität des Landes votierten, lassen Hoffnungen auf die Chancen einer linken Politik in Spanien aufkommen. Ja, die Stimmung auf den Straßen und die Stimmung vor den Wahlen stehen in Spanien weiter links als sonstwo in Westeuropa, aber diese potentielle Macht reicht offensichtlich weder für eine demokratische Machtübernahme noch ist sie in der Lage, sich so zu artikulieren,

daß die Hoffnung auf eine große Akzeptanz unter den Wählern aufkommen könnte.

Ist etwa die verfehlte Politik der KPS daran schuld? Dies zu behaupten, halte ich aus mehreren Gründen für falsch. Es würde erstens bedeuten, der KPS einen viel größeren Wert und einen viel stärkeren Einfluß beizumessen, als sie je besessen hat. Zweitens wäre diese Kritik eine - ob aus enttäuschter Liebe oder aus Böswilligkeit kann beiseite gelassen werden - Aufblähung der Partei mit dem einzigen Zweck, sie desto härter zu treffen. Und drittens verkennt eine solche Fixierung auf die Rolle und auf die Funktion der KPS in den Jahren 1975 bis heute die überaus komplexe und nuancierte Realität des politischen Lebens in Spanien. Sicher hat die kommunistische Partei die in sie gesetzten Erwartungen nicht erfüllt, und ihre zum Teil klägliche Selbstzerfleischung war weder unvermeidlich noch zu rechtfertigen. Allzuvielen und allzugroben Irrtümern, Fehleinschätzungen der spanischen und internationalen politischen Lage, eine mechanische Anwendung der strategischen Analysen und der organisatorischen Taktik der italienischen Partei, ein zum Teil erschreckender Mangel an theoretischen Kenntnissen und das alte spanische Gespenst des Opportunismus haben dazu geführt, daß die legendäre Partei des Bürgerkriegs und der Resistenzjahre zum Teil revisionistische und reformistische Positionen bezog. Dabei war der Ansatz des sogenannten Eurokommunismus gar nicht so falsch wie viele unbeugsame Hüter der heiligen Orthodoxie behaupten. Viele der Thesen, Kritiken und Selbstkritiken, die im Laufe des XXVII. Kongresses der KPdSU formuliert und angenommen wurden, bildeten den Kern der 'eurokommunistischen' Programmatik. Deren Fehler bestand allerdings darin, wenn auch nicht ausschließlich, einfach zu früh formuliert worden zu sein, "denn es hasset - der sinnende Gott - unzeitiges Wachstum", wie der Jakobiner Hölderlin schon wußte.

Es wäre aber zu einfach, alle Schuld auf den damaligen Generalsekretär Santiago Carrillo zu schieben. Sicher war er der Motor und der Hauptagitator für die neuen Ideen, und eine an die blinde Disziplin gewöhnte Parteibasis ließ sich von seinem opportunistischen Taktieren widerstandslos verführen. Wäre aber von unten sowohl theoretische als auch praktische Kritik gekommen, hätten die Basisorganisationen der Partei den notwendigen Durchblick und die ideologische Festigkeit gehabt, um alle gefährlichen Wucherungen und unreflektierten Analysen aus dem Corpus der 'eurokommunistischen' Strategie zu entfernen, so wäre vielleicht die heutige Lage der KPS und mit ihr der linken Kräfte in Spanien eine ganz andere und auch hoffnungsvollere.

Der gewiß nicht unkluge Versuch, eine Annäherung zur PSOE zu erreichen mit dem Ziel, zunächst einmal eine breite politische und parlamentarische Front gegen die mächtige Rechte zu bilden, aber auch um das Odium der ideologischen Härte und Intransigenz, unter dem die Partei wie im allgemeinen alle kommunistischen Parteien bei der Mehrheit des spanischen Volkes standen, langsam abzubauen, fand wenig Gegenliebe unter den PSOE-Führern. Sich diesem naiven Traum hingegen zu haben, hat die KPS viel an innerer Substanz gekostet und ihre Wahlchancen nicht unbedingt erhöht. Immerhin kann heute in Spanien niemand behaupten, die KPS hätte nicht dazu beigetragen, die scharfen Bürgerkriegsfronten abzubauen. Nur: für die Zukunft der Linken hat dieser Beitrag nicht allzuviel Gewicht.

Drei Fakten beherrschen dabei eindeutig diese Zukunft: Die skeptische, nicht gerade radikal-revolutionäre Haltung der überwiegenden Mehrheit des Volkes (läßt man die winzigen ultralinken Gruppen oder lokal bedingten Phänomene wie z.B. die ETA im Baskenland oder »Terra Lliure« in Katalonien beiseite), die trotz zum Teil scharfer Kritik und wachsendem Protest das sozialdemokratische Modell am wenigsten störend findet; die eindeutige Entwicklung der PSOE zu konservativen, proamerikanischen und monopolkapitalistischen Positionen und die Unfähigkeit der kommunistischen Linken, aus dem vorhandenen

Stimmenpotential eine mittelfristig ernst zu nehmende Kampffront im ganzen Lande zu bilden. Krisen und Verschlechterungen auf dem wirtschaftlichen Sektor werden sicher nicht ohne Folgen bleiben; Streiks und Massenkundgebungen werden aber in Spanien das ganze Interessensystem des Industriekapitalismus genauso wenig aus dem Sattel heben können wie in Frankreich oder der Bundesrepublik. Über eine mögliche langfristige Taktik der Linken herrscht eher Unschlüssigkeit. Ein 'Führer der Unschlüssigen', der als allgemeine Figur Anerkennung finden könnte, ist nicht in Sicht.

Christoph Hein : Ich glaube, daß der Markt viel radikaler und grundsätzlicher und wirkungsvoller ist, als es die Bürokratie irgendeines Landes auch nur annähernd sein könnte. Der Markt kennt paradoxe Wirkungen z. B. so gut wie gar nicht. Wenn der Markt den Kopf schüttelt, dann ist das wirklich vorbei, und zwar endgültig. Gelegentlich schüttelt die Bürokratie den Kopf, und dann ist noch sehr wenig vorbei, und endgültig ist da kaum etwas. Und dann gibt es eine zeitliche Verzögerung, das ist dann bedauerlich.

Klaus Wildenhahn : Die kann ziemlich groß sein?

Hein : Die kann ziemlich groß sein und ist für den einzelnen auch manchmal sehr schwer erträglich, weil sie auch ruinös sein kann. Aber dann setzen auch paradoxe Wirkungen ein, paradoxe Wirkungen, die der Markt überhaupt nicht kennt, weil der gründlicher, nachhaltiger arbeitet.

Wildenhahn : Das setzt aber eine Risikobereitschaft beim Schriftsteller voraus.

Hein : Das Wort Risikobereitschaft klingt mir da schon ein wenig zu heroisch, weil, wenn ein Künstler das nicht machen will, ja was will er dann eigentlich? Ich meine, es geht doch in all diesen künstlerischen Berufen, nicht allein beim Schriftsteller, um so etwas wie Neuland. Ich kann doch nicht antreten, um dann etwas zu machen, was der Kollege Balzac schon glänzend gemacht hat. Natürlich ich kann das weiterführen. Wir haben diesen großen amerikanischen Krimi, der für mich so sehr viel Balzac verdankt, der das glänzend auf einem neuen Gebiet weiterführt. Das hat seine Berechtigung und auch seinen großen Erfolg, alles zu Recht, nur, wenn ich nicht irgendwo antrete in diesem Bereich, um wirklich etwas Neues zu machen, mit dem ich nicht auf Beifall der Bevölkerung treffe, sondern auf Unverständnis und Kopfschütteln oder auf Schlimmeres, dann sollte ich doch gleich davon die Finger lassen, denn nur um Verlängerungen von Bekanntem, von Vorhandenem zu machen, dafür ist eigentlich der Beruf nicht gedacht. Daß es einem dann fortgesetzt gut geht im Leben, wenn man einen solchen Beruf macht, das steht eben auch noch nicht einmal in der Bibel.

(aus Klaus Wildenhahns Film »Berlin/DDR & ein Schriftsteller«)

Perspektiven der Gesellschaftstheorie

Je größer die Fragen, desto kleiner die Form der Antworten

Eine Verständigung über das gegenwärtige Verhältnis zwischen politischer Pragmatik und politischer Theorie des Sozialismus ist die Voraussetzung für viele Perspektivendiskussionen. Ich nehme den Beitrag Thomas Neumanns aus der DEBATTE 11/86 zum Anlaß für Bemerkungen darüber, wie sich der derzeitige Wandel in der 'Systemauseinandersetzung-Pragmatik' auf Perspektiven der Gesellschaftstheorie, etwa auf das Verhältnis von Marxismus (in its sorry, but hopeful state) und Systemtheorie (in its splendid, but hopeless state) auswirken könnte.

Hat die Gattungsfrage die Klassenfrage endgültig verbissen? Läßt sich im 'Nuklearzeitalter' nur noch entweder gelassen der Ausdifferenzierung weltgesellschaftlicher Systeme oder tot ihrer Überführung in einen anderen Aggregatzustand beiwohnen? Haben 'unsystematische' Phänomene kollektiver Ausgrenzung und kollektiven Widerstands auf weltgesellschaftlicher Ebene nichts mehr zu suchen? Oder fangen dort die Klassenkämpfe erst wieder an?

Thomas Neumann zeichnet nach, wie flexibel sich in DDR und SU die Theoretiker auf den außenwirtschaftlichen und außen(sicherheits-)politischen 'Pragmatismus' ihrer Politiker eingestellt haben. Er impliziert, daß die Revision des Leninismus nicht theoretischer Tugend entspringt, sondern eine Notreaktion auf die ungebro-

chene Kraft des Kapitalismus/Imperialismus ist.

Das Problem des Überlebens der Menschheit im 'Nuklearzeitalter' werde zu einer qualitativ neuen Etappe im Passieren des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus stilisiert. Klassenkampf als Koexistenz der Systeme, als Arbeitskampf und als Befreiungskampf werde durch Friedenspartnerschaft verdrängt. Endlich könnten Marxisten-Leninisten guten Gewissens sozialdemokratische Politik treiben; endlich brauchten Sozialdemokraten sich auch in ihrem Intelligenzzentrum nicht mehr um den Marxismus-Leninismus zu scheren.

In der Bundesrepublik sei das rot-grüne Bündnis theoretisch-politisch vollkommen vollzogen, wenn die K-Gruppen-Theoretiker sich in den pragmatischen Kadern der Grünen wiederfänden; wenn die Deutsche Kommunistische Partei "mit ihrer eigenen Organisation eine zweite" unterstütze, "die den Namen Friedensliste trägt und den Zweck hat, zur Entscheidung für eine dritte Organisation, die Sozialdemokratie, aufzurufen"; wenn Peter Glotz-Gramsci von einer "westeuropäischen Linken", von der Yuppie-Internationale träumen könne, weil die Kommunisten sich selbst überflüssig gemacht haben.

Nun ist es sicherlich ein Ziel kommunistischer Politik, sich selbst überflüssig zu machen. Aber so früh, so vor-

zeitig? Ich nehme einmal an, daß auch Thomas Neumann genau das Gegenteil will.

Gibt es also noch Perspektiven marxistischer Gesellschaftstheorie, wenn die marxistische Pragmatik einen Schritt der Produktivkraftentwicklung, das Nukleare, und nicht mehr ein Produktionsverhältnis, z.B. das Imperiale, zum Merkmal einer Epoche erhebt? Wenn sie 'allgemeinmenschlich' und nicht mehr 'klassenbewußt' das internationale Parkett betritt? Wenn sie – beispielsweise – gar 'systemtheoretisch argumentierend' Einbrüche bei amerikanischen Rüstungsinstrukturen erzielt, die sich daraufhin, wie jüngst auf dem Hamburger Kongreß »Ways Out of the Arms Race« politisch gegen die Waffenplanung ihrer Regierung wenden? Wen kümmern dann noch historischer Materialismus oder marxistische Theorie der Persönlichkeit?

Der Zustand des Geräts

Der Marxismus ist eine theoretische Technologie, ist Theorie und Methode in objektivierter Form, ist Denkmaschinerie und -organisation. Eine ausgearbeitete, in diesem Sinne 'geschlossene' Theorie ist offensichtlich so gut wie der Gebrauchszustand, in dem sie sich befindet. Der Marxismus ist gleichsam der den gesellschaftstheoretischen Industriestandard darstellende Supercomputer. Und er ist verkommen und modernisierungsbedürftig.

Ihm wird heute gern 'die Systemtheorie' entgegengestellt. Diese ist aber als Methode nur das Know-how zur Reparatur von Supercomputern – und als objektivierter Theorie nur eine Ansammlung von Personalcomputern mit Hardware und Software aus dem Supermarkt der entwickelten Natur- und der unentwickelten Gesellschaftswissenschaften. Der PC 'Luhmanns Systemtheorie' beispielsweise kombiniert Hardware von T. Parsons bis H. Maturana mit Software von Arnold Gehlen.

Niemand hat etwas dagegen, daß an

Intellektuellenarbeitsplätzen PC's stehen. Die Behandlung von Marxismus und Systemtheorie als gleichrangige gesellschaftstheoretische Alternativen jedoch ist unmöglich. Ohne das verschlammte Riesending Marxismus wird auch in Zukunft nichts gehen. Systemtheoretische Reparaturmaßnahmen an ihm sind geboten. Diese historisch einmalige Denkapparatur aber verlassen und an irgendwelchen PC's allein dem Spieltrieb folgen zu wollen, wäre durchaus verantwortungslos.

Noch einmal: Was ist mit dem Bild Marxismus=Supercomputer/Systemtheorie = Personalcomputer gemeint? Systemtheoretisches Denken ist eine zirkuläre (erkennende oder besser explorierende) Bewegung durch verschiedene Dimensionen von 'Erfahrung', die bewußtseinsmäßige 'Rekonstruktion' von Realität(en) durch Differenzierung, die Anpassung der naturwissenschaftlichen 'Objektivität' an die gesellschaftswissenschaftliche – und umgekehrt. Aber gerade wegen letzterem ist systemtheoretisches Denken sozusagen auf die Hardware eines 'Persönlichkeitssystems', auf die 'Subjektivität des individuellen Systemtheoretikers' angewiesen, um in den 'entsubjektivierten' Windungen von nach systemtheoretischen Regeln erstellten Programmen 'Inhalte', 'Themen' von Wirklichkeit bewegen zu können. Die scheinbar so 'cool' daher kommenden dynamischen Erkenntniszirkel der Systemtheorie sind extrem persönlich gefärbt, erheben allgemeine Erklärungsansprüche durch Verpflichtung auf individuellste Mythologien ('Luhmann', 'Maturana'). Dabei ist das Allgemeine an diesem Denken der zum privaten Erkenntnisgerät verfeinerte Positivismus – trotz aller gegenteiligen Beteuerungen.

So nutzt beispielsweise auch Thomas Neumann die systemtheoretische Methode, um an realsozialistischen Direktoren, Instituten, Parteien, Organisationen die 'Kontingenz' zu entdecken, äquivalente Handlungs- und Funktionsalternativen, nach denen sich so, aber auch anders, und letztlich viel differenzierter, funktionieren

ließe. Solches Vorgehen ist richtig und nützlich. Schließlich finden wir es ja auch schon, dort allerdings unverhüllt 'persönlich im Charakter', als das Bewegende etwa des Marx-Engels'schen Briefverkehrs oder auch als logische Rechenkunststückchen im »Kapital«.

Die kollektive Anstrengung

Der Marxismus ist kollektiv-kooperativetheoretische Denkkraft, ist Theorie und Methode in subjektivierter Form, ist 'Leben und Bewegung'. Vergißt man das schreckliche 'Triebkraft'-Gerede seiner automatisierten Sprachregelungsvariante, so ist der Historische Materialismus als Gesellschaftstheorie, deren Entwicklung nicht auf drei, vier Namen in drei, vier Jahrzehnten in drei, vier Ländern begrenzt werden kann, doch längst eine allgemeine Handlungsorientierung sozialer Gruppen, die sich sehr wohl in den Strukturen des internationalen Feldes, in Prozessen der Konflikttransformation, in differenzierten Formen des Klassenkampfes bewegen und zu bewegen verstehen.

Das heißt unter anderem: Trotz ihrer Erfolge ist Systemtheorie letztlich nur dadurch interessant, daß durch sie sozialwissenschaftlich (im positiven Sinne) dilettierende Naturwissenschaftler die Gesellschaftlichkeit ihrer eigenen Tätigkeit zu verarbeiten beginnen. Allein der Historische Materialismus hat die evolutions- und gesellschaftstheoretisch entscheidenden Fragen gestellt. Erstens, welches ist der wesentliche Unterschied zwischen 'human beings' und 'other living beings'? Zweitens, wie ist die Entstehung der Herrschaft von Menschen über Menschen (als eines historischen 'generativen Mechanismus' ungeheuren Ausmaßes - 'Klassengesellschaft') zu erklären, und ist bzw. wie ist eine Überwindung dieser zentralen Struktureigenschaft aller bisherigen Gesellschaft möglich?

Die Systemtheoretiker *spekulieren* auf die Ablösung von Herrschaft (z.B. als Durchsetzung 'absoluter Wahrheiten', als Herstellung absoluter Hörig-

keit) und meinen deshalb, Herrschaft nicht mehr zum Thema machen zu brauchen. Der Marxismus hingegen hat Herrschaft in Gestalt ihrer historisch entwickelten Form – als Kapitalismus – zum zentralen Gegenstand der Analyse gemacht, hat ihr (= Selbstreferenz) ihre eigene Melodie vorgespielt, bis sie die eigene 'absolute Wahrheit' nicht mehr hören konnte – und sich gezwungenermaßen anschickte, zumindest auf der Ebene ihres fortgeschrittenen Denkens, eine historisch-gesellschaftliche Evolution anzunehmen, welche den nachrevolutionären generativen Mechanismus – 'klassenlose Gesellschaft' – schon als gegeben vorstellt, um ihm realiter zu entgehen.

In der Antwort auf die beiden erwähnten zentralen Fragen spielt zudem der Begriff der Arbeit die entscheidende Rolle. Da die Naturwissenschaftler in ihrem Gegenstand zwar 'Interaktion', 'Kommunikation', 'Relationen', 'Interpretationen' usw. wahrnehmen, aber eben nicht Arbeit als die spezifische, ihrem Wesen nach 'unnatürliche' und in diesem Sinne gesellschaftliche Tätigkeit des Menschen, ist das für sie kein Thema. Aus diesem ideologisch verwertbaren Grunde nimmt 'idealistische', konservative Gesellschaftstheoriesozialwissenschaftlich-systemtheoretisch dilettierende Naturwissenschaftler erst einmal bereitwillig unter ihre Fittiche.

Insofern bietet die Akzentuierung von 'Menschheitsproblemen' im 'Nuklearzeitalter' – die 'Gattungsfrage' – dem systemtheoretischen Ansatz zunächst einmal scheinbar bessere Chancen: Hier scheint der Zugriff auf den Zusammenhang von Naturentwicklung und Gesellschaftsentwicklung dadurch problemlos zu gelingen, daß der Prozeß der Systembildung, Systemdifferenzierung und schließlich der 'Autopoiesis' von Systemen als ein Evolutionsprozeß gedacht werden kann, der zwar auch qualitativ neue Systemstufen ('emerging levels') kennt, in dem aber das Problem von *Einheit und Gegensatz* der Natur- und Gesellschaftsentwicklung nicht gestellt werden muß (und nicht gestellt werden kann).

Das entscheidende gesellschaftstheoretische Problem, die Genese des menschlichen Arbeits- (und heute: Wissenschafts-)prozesses, kann so nicht angegangen werden. Einmal sind mit ihm ja in der Natur mit der Natur wider die Natur wirkende human- und gesellschaftsgesetzliche Prozesse gemeint (weshalb die Systemtheorie beispielsweise ständig nach einer 'Metatheorie' verlangt, ihre Notwendigkeit sogar einkalkuliert, ohne sie jedoch 'liefern' zu können – und deshalb je nach Belieben fast jedem 'Lieferanten' dankbar ist, der naiven Lebensphilosophie eines Maturana z.B. oder konservativen Mythen). Zum anderen ist der Arbeitsprozeß ja die Quelle für Herrschafts- und schließlich Klassenverhältnisse (der zum Produktionsmittel gewordene Mensch/Sklave, der zum Anhängsel der Maschine gewordene Lohnarbeiter), die 'selbstverständlich' auch noch in der 'Menschheit im Nuklearzeitalter', im 'Überlebensproblem der Gattung' gegenwärtig sind – so daß deren 'Aufhebung' im weltgesellschaftlichen Milieu die entscheidende gesellschaftstheoretische Frage wird.

Von der Systemtheorie (als dem naturwissenschaftlichen Analogon von Gesellschaftstheorie) ist zu lernen, daß der Herrschaftsbezug des Arbeitsprozesses und der Arbeitsbezug des Herrschaftsprozesses nicht unbedingt entlang bestehender Ideologie- und Interessenlinien (oder nur diesseits einer bestimmten 'Systemgrenze') wissenschaftlich zu analysieren sind. Im Gegenteil. Es steht durchaus an, in den entwickelten Arbeitsprozessen der gegenwärtigen (Welt) Gesellschaft, die einem intersystemaren Vergesellschaftungsprozeß unterliegt, auf jeder Stufe des vergesellschafteten Arbeitsprozesses und überall (d.h. in allen real existierenden Gesellschaftsformationen) erstens das Verhältnis Natur/Gesellschaft (Einheit und Gegensatz) und zweitens die Genese von Herrschaft aus Arbeit und die Aufhebung von Herrschaft durch Arbeit zu untersuchen.

Zu einem theoretischen Programm operationalisiertheiße das, daß folgende 'Verhältnisstufen' zunächst als

'selbstreferentielle Systeme' und so dann als Momente eines gesellschaftlich-historischen Prozesses, 'der an sein Ende kommt', zu untersuchen wären: Naturgegenstand-Rohmaterial, Arbeitsgegenstand-Arbeitsmittel, Produktionsmittel-Arbeitskraft, Produktivkraft-Produktionsverhältnis, Produktionsweise-Überbau, Gesellschaftsformation-Weltgesellschaft.

Dabei ist, weil in ihnen gesellschaftlich-historisch die letzten Verhältnisstufen 'enthalten' sind, vor allem den ersten dieser Stufen gesellschaftstheoretisch viel mehr Aufmerksamkeit als bisher zu widmen. Mit anderen Worten, Produktivkrafttheorie ist gefragt, weil sich gerade an ihr Systemtheorie als Reparaturmethode des Historischen Materialismus bewähren kann.

Andererseits kann sich mit Hilfe der Systemtheorie der Historische Materialismus als 'lebendige kollektive Anstrengung zur Selbstproduktion von Gesellschaft' bewähren. Der gesellschaftliche Prozeß ist eben nicht nur 'Kommunikation' (Selbstreferenz), sondern mehr, nämlich 'Arbeit' – und dieser Arbeitscharakter des gesellschaftlichen Prozesses ist historisch ascendent. Keine Spur vom Ende der Arbeitsgesellschaft. So steht der 'entsubjektivierenden' (das Subjekt aus dem Erkenntnisprozeß, aus dem Erkenntnisgegenstand hinaus eskamotierenden) Wirkung der Systemtheorie, durch die sich die Feinheiten des objektiv Möglichen 'offenbaren', die 'subjektivierende' Wirkung einer Gesellschaftstheorie gegenüber, deren Praxis auf die Abschaffung der Herrschaft des Menschen über den Menschen, also auf seine 'Entobjektivierung' gerichtet ist – und zwar zunächst auf allen Verhältnisstufen des Arbeitsprozesses.

Organische Intellektuelle der 'doppelt freien' Klasse

Von Marxisten kann der Zusammenhang der objektiven und subjektiven Momente von Theorie, der Zusammenhang von theoretischer Technologie (Organisation) und von theoretischer

scher Denkkraft nicht aufgegeben werden, ohne daß ein historisch bedeutsamer Prozeß (von mir aus ein Experiment) abgebrochen wird und Individuen in sich selbst oder außer sich selbst zurückfallen - und zwar in grosser Zahl und mit 'weltgesellschaftlich' disruptiven Folgen (bis hin zur Katastrophe).

Dabei geht es gerade nicht darum, daß das Katastrophale im Verlust irgendwelcher 'absoluter Wahrheiten' bestünde. 'Im Besitz der Wahrheit' zu sein, ist eine eindeutig klassengesellschaftlich bedingte Kategorie. Das Schwinden der marxistischen Denkkraft, wie wir es am Symptom der verkommenden theoretischen Technologie in weiten Bereichen des realen Sozialismus beobachten, würde vielmehr bedeuten, daß der Sinn für die Menschlichkeit von Geschichte, für die Geschichtlichkeit gesellschaftlicher Systeme zugunsten beliebiger systemtheoretischer Spekulationen über die Ausdifferenzierung des Kosmos (in welchem 'wir' nur ein Stäubchen sind) aufgegeben wird - und die Kategorie 'Menschheit' würde hier in der Tat zur katastrophalen Kategorie.

Das läßt sich vielleicht an der Frage der Stellung der Intellektuellen im System 'weltgesellschaftlicher' Klassenbeziehungen erläutern. Wie steht es eigentlich um die gegenwärtige praktische Bedeutung der großen Einsicht

in das Wesen der letzten revolutionären Klasse der Weltgeschichte? Der 'doppelt freie' Lohnarbeiter, frei als Verkäufer seiner Arbeitskraft und "ledig von allen zur Verwirklichung seiner Arbeitskraft nötigen Sachen" (MEW 23, S.183) - wird er nicht erst jetzt im Weltmaßstab und dann natürlich in sehr 'bunten' Formen vollends Realität?

Die Bestimmung der revolutionären Klasse, die das Ende der Klassengesellschaft bewirkt, muß ganz ohne Frage aus den nationalen Kalkülen heraus, in die sie trotz aller 'prinzipiellen Klarheit' immer wieder rutscht. Das Allgemeine ist die 'doppelte Freiheit' - und da sollte man ruhig einmal auflisten, welche 'weltgesellschaftlichen Gruppen' (Ost-West, Süd-Nord) unter diesem Kriterium in Frage kommen. Dünne Luft: aber klassentheoretisch von grundsätzlicher Bedeutung.

Zum Konzept des organischen Intellektuellen der im doppelten Sinne freien Klasse gehört die Bearbeitung der Fragen: Was heißt heute Internationalismus? Welches ist heute die gesellschaftstheoretische Bestimmung für Gewerkschaften, Arbeiterparteien, soziale Bewegungen, Staatenbündnisse? Was impliziert das Konzept des 'Berufsrevolutionärs' in einer Zeit der Revolution der Berufe und in welchem Verhältnis stehen Theorie, Politik und Organisation?

Als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die liberale Regierung in Wien das Konkordat mit dem Heiligen Stuhl loswerden wollte, erklärte sie, der Papst sei soeben für unfehlbar erklärt worden, damit habe der Vertragspartner seine Natur verändert, und so gelte der Vertrag nicht mehr.

FAZ- Kommentar

Dokumentation

Johannes Kuppe

"Neues politisches Denken" auch in der DDR?

Wer so fragt, geht davon aus, daß es im politischen Umfeld der DDR bereits ein "neues politisches Denken" gibt. Gemeint ist hier selbstverständlich nur das systemische Umfeld, also die anderen Länder der sogenannten sozialistischen Staatengemeinschaft, insbesondere der Hegemonialmacht UdSSR.

Die Sowjetunion ist kein Vorbild mehr

In der Sowjetunion gibt es nun tatsächlich seit dem Machtantritt Gorbatschows im März 1985 und bekräftigt durch den XXVII. Parteitag der KPdSU im Februar 1986 einen Wandel in der politisch-programmatischen und ideologischen Diskussion, deren Wurzeln bis in das kurze Andropow-Interregnum (März 1983 - März 1984) zurückreichen und deren Hauptformen insgesamt die Bezeichnung "neues politisches Denken" durchaus verdienen. Diese öffentlich geführte, z.T. leidenschaftliche und kontroverse Diskussion wird bestimmt von vier Begriffen: 'uskorenije' (Beschleunigung des Modernisierungs- und Wachstumstempos), 'perestroika' (Umbau des staatlichen, v.a. des wirtschaftsorganisatorischen Apparates), größere 'glassnost' (mehr Offenheit, d.h. mehr Transparenz der Entscheidungsprozesse, mehr Öffentlichkeit) und ein auf außen-, insbesondere

abrüstungspolitische Themen bezogenes spezifisches "neues politisches Denken" ('nowoje polititscheskoje myschlenije'), das selbst wieder um drei Themenkomplexe kreist. Dabei geht es um ein neues Verständnis der Probleme von Umwelt, Kernenergie (nach Tschernobyl!) und der Gefahren eines Nuklearkrieges, eine neue Sicht auf die Interdependenzen der Weltpolitik und schließlich um die Erkenntnis, daß ohne Kompromisse, auch mit dem Gegner, die globale Katastrophe wahrscheinlicher werden muß.

Einzelheiten, Umfang und Chancen dieser Diskussion, vor allem ihre Bedeutung für die Sowjetunion, können hier nicht ausgebreitet werden. Ihre Erwähnung diene allein dem Zweck, darauf hinzuweisen, daß ähnliche Diskussionsprozesse in den kleineren Warschauer-Pakt-Staaten von den Wächtern der 'reinen' Lehre nicht mehr ohne weiteres als revisionistische Abweichungen denunziert werden können.

Mit dem Blick auf die Sowjetunion sollte auch keineswegs der Eindruck erweckt werden, die Ansätze "neuen politischen Denkens" dort seien die Vorläufer dessen, was in ihrem osteuropäischen und mitteleuropäischen Glacis beobachtet werden kann. Daß im politisch-ideologischen Bereich die Zeit des 'Von-der-Sowjetunion-lernen-heißt-siegen-lernen' für die meisten kleineren Bündnispartner Moskaus längst vorbei ist, wird bei

vielen Gelegenheiten deutlich. Erst jüngst hatte der SED-Chefideologe Kurt Hager in einem Grundsatzreferat in der Ost-Berliner Humboldt-Universität zum einschlägigen Thema »Marxismus-Leninismus und Gegenwart« (1) die Wirkungen der auf dem XXVII. KPdSU-Parteitag sanktionierten »marxistisch-leninistischen Orientierungen« schon fast provozierend deutlich auf die Sowjetunion selbst beschränkt und nur ganz allgemein auf »die weitere Stärkung des Sozialismus in der Welt« bezogen.

Schlagworte wie 'Beispiel' oder 'Vorbild Sowjetunion' sind passé - auch wenn das öffentlich und expressis verbis nicht eingeräumt wird. Was in der Sowjetunionalsgeistig-politische Aufbruchstimmung erscheint, mag zwar angesichts der Verkrustungen und Erstarrungen der Vergangenheit in besonders offenem und erstaunlich öffentlichem Meinungsstreit seinen Ausdruck suchen - von der Sache her ist vieles davon in einigen kleineren Warschauer-Pakt-Staaten (allen voran Ungarn, die DDR und mit einigen Abstrichen auch Polen) seit langem Gegenstand theoretischer Diskussion und praktischen Handelns. Wenn Generalsekretär Gorbatschow auf dem XI. Parteitag der SED im April mehrfach zu mehr Selbstkritik aufforderte ("Überwindung überholter Denkschemata") und Parteichef Honecker dafür, mit Blick auf seine DDR, offenbar wenig Grund sah, so hat diese Haltung ihren Grund und ihr gutes Recht: Im intrasystemaren Vergleich wird die Sowjetunion immer mehr zum Entwicklungsland - ausgenommen selbstverständlich ihr militärisch-industrieller Komplex.

Wenn also die eingangs gestellte Frage eindeutig mit 'ja' beantwortet werden muß, so geschieht dies doch mit einer einschränkenden Nuancierung. Ein "neues politisches Denken" mit Bezug auf das eigene System, seine Effektivität, seine politischen, sozialen und wirtschaftlichen Probleme gab es in der DDR schon lange, bevor in der Sowjetunion die Fenster einer freieren Diskussion (insbesondere unter Gorbatschow, seit Anfang 1985) geöffnet wurden, um den Stagnations-

mief der sowjetischen Gesellschaft etwas durchzulüften. Das trifft auch auf jene Aspekte des "neuen politischen Denkens" zu, die die BestimmungsfaktorenderDDR-Außenpolitikberühren; hier allerdings wird - und das ist die Einschränkung - mit Blick auf den großen Bruder die Diskussion in der DDR zurückhaltender geführt.

Relative Eigenständigkeit der DDR

Beispiele dafür, daß in der DDR, und zwar nicht nur von einigen sensiblen Intellektuellen, Dichtern und Prominenten mit Sonderstatus, sondern von der Einheitspartei selbst, manche Probleme des 'real existierenden Sozialismus' früher als in den meisten 'Bruderstaaten' erkannt und offen angesprochen wurden, gibt es genug.

Nach der Ablösung Ulbrichts durch Honecker verkündete die SED auf ihrem VIII. Parteitag 1971 die "Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik". Zwar gab es auch davor in der DDR (wie in anderen sozialistischen Staaten) eine enge Bindung zwischen wirtschaftlichem Wachstum und sozial-konsumtiven Leistungen des Staates. Neu daran war jedoch, daß herrschende Kommunisten die Weitergabe von Produktivitätsfortschritten an die Produzenten zum selbstverpflichtenden Versprechen auch ihres Parteiprogramms machten - ein Novum in der Geschichte des Nachkriegssozialismus/-kommunismus.

Die Auseinandersetzung mit den Auswirkungen der 'wissenschaftlich-technischen Revolution', d.h. den Folgen des technischen Fortschritts für das gesamte politische und Sozialgefüge der Gesellschaft, hat in der DDR ebenfalls früher und intensiver eingesetzt als in anderen sozialistischen Staaten, von der UdSSR ganz abgesehen. Gerade hier war ein "neues politisches Denken" gefordert, denn die postulierte Identität zwischen Sozialismus und angeblich stets menschenfreundlicher Nutzung

der Technik drohte (und droht) von der Realität ad absurdum geführt zu werden.

"Neues politökonomisches Denken" wurde in der DDR bereits spürbar und hat inzwischen auch zu praktischen Konsequenzen geführt, als es darum ging, zwischen zentralistischem Planungsmonopol der Wirtschaftsführung und notwendigen dezentralen Entscheidungsbefugnissen der Produktionseinheiten einen Mittelweg zu finden, der größere Effektivität versprach, ohne die Kontrolle der Partei über die Produktion zu gefährden. Die bereits Mitte der 70er Jahre angelaufene und nach rund zehn Jahren abgeschlossene Bildung von Kombinat ("sozialistische Konzerne") war ein wirtschaftsorganisatorischer Reformschritt, der ein erhebliches Maß an Innovationsbereitschaft auf seiten der Planungsideologen voraussetzte. Auch wer die Erfolge dieser Reform in Frage stellt, ohne "neues politisches Denken", das die Beschneidung der wirtschaftlichen Kompetenzen der Zentrale ermöglichte, wäre sie gar nicht begonnen worden.

Auch in anderen Bereichen ist in der DDR relativ frühzeitig mit der von Gorbatschow 1985 geforderten "Überwindung überholter Denkschemata" begonnen worden. Dies betraf und betrifft nicht nur die modernisierende Anpassung der Produktionsverhältnisse an die Erfordernisse des internationalen Wettbewerbs und die Schaffung besserer Voraussetzungen für die optimale Entfaltung der Produktivkräfte. Es gab vielmehr schon Ende der 70er Jahre in der DDR Ansätze für "neues politisches Denken" in bezug auf Probleme, deren Lösung die Wurzeln des Selbstverständnisses der Herrschaftselite berühren muß. Wenn gegenwärtig in der Sowjetunion die Frage "kollektiv vseгда prav?" ("hat das Kollektiv wirklich immer recht?") diskutiert und damit, noch implizit, in Zweifel gezogen wird, ob das Kollektiv wirklich die allein seligmachende arbeits- und lebensweltliche Existenzform des sozialistischen Menschen ist, ob nicht die schöpferischen Gaben des Individuums durch eine ideologisch fixierte Überbewer-

tung des Kollektivs eher an der Entfaltung gehindert als gefördert werden, so ist diese Problematik in der DDR längst aus den Tabuzonen des politischen Denkens hervorgeholt und einer kritischen Betrachtung unterzogen worden. So wird seit Anfang der 80er Jahre in der DDR ganz offen - und keinesfalls "klammheimlich" (2) - erörtert, ob es nicht der künftigen Schaffung bzw. Förderung einer naturwissenschaftlich-technischen Elite (3) bedarf, die - entbunden von tradierten Belastungen des politischen und beruflichen Alltags, sozial hoch prämiert, mit freierem Zugang zum internationalen Informationsaustausch - für die DDR endlich die so lange entbehrten Spitzenleistungen erbringen könnte.

Diese partielle Absage an zu weit getriebene Gleichmacherei, die für einen Sprung ins technologische Weltniveau mehr soziale Heterogenität in Kauf nimmt, war auch schon bei der inzwischen auf halbem Weg stehengebliebenen Reform des Lohnsystems der DDR zu beobachten. Inzwischen wird aber, vorläufig noch begrenzt auf eine kleine Schicht, ganz ungeniert der Abschied von alten Vorstellungen und das Denken in neuen Kategorien (Ardenne, Lötsch u.a.) gefordert. Greift hierfür die Bezeichnung "neues politisches Denken" zu hoch?

Angemessen erscheint diese Charakterisierung auf jeden Fall bei der in der DDR angelaufenen Diskussion einiger ideologischer Themen, wofür hier nur ein Beispiel genannt werden kann. Seit etwa drei Jahren gibt es in der philosophisch-ideologischen Fachliteratur der DDR (z.B. den Jahrbüchern für Marx-Engels-Forschung) einen grundsätzlich geführten Meinungsstreit darüber, ob nicht die traditionelle, miteinigen Variationen versehene 5-Stufen-Formationslehre des historischen Materialismus (Entwicklung der Menschheit von der Urgesellschaft über die Sklavenhaltergesellschaft, den Feudalismus und den Kapitalismus zum Kommunismus) von einem 3-Stufen-Modell (Urgesellschaft - Kapitalismus - Kommunismus) abgelöst werden muß. Alle poli-

tischen und ideologischen Implikationen dieses "neuen philosophischen Denkens" können hier nicht vorgetragen werden. Nur soviel: Ein 3-Stufen-Modell würde zwangsläufig beiden deutschen Staaten, da sie ja erwiesenermaßen den Kommunismus noch nicht erreicht haben, ein ähnliches, jedenfalls benachbartes Entwicklungsniveau verordnen. Und: Auf welcher Stufe stünden in diesem Modell die DDR und die UdSSR? Sicherlich nicht auf der gleichen, dem Kommunismus, denn das ließe der nach wie vor behauptete, wenn auch massiv lädierte Führungsanspruch des Kreml nicht zu. Die Bestimmung der eigenen historischen Entwicklungsstufe ist aber für Marxisten-Leninisten so ungewöhnlich wichtig, weil daraus die innen- und außenpolitisch anzuwendende Strategie und Taktik abgeleitet wird.

Neues außenpolitisches Denken

Was nun die außenpolitische Strategie und Taktik der SED-Führung angeht, so ist in den letzten 5-6 Jahren nicht nur ein "neues politisches Denken", sondern sind bereits Ansätze eines "neuen politischen Handelns" erkennbar. Zwar wird in der DDR die jüngere Diskussion außenpolitischer Fragen im Hinblick auf die Zwänge der "koordinierten Außenpolitik" des Warschauer Paktes mit großer Rücksicht auf die Sowjets geführt, jedoch befindet sich die außenpolitische Praxis bereits näher an der modifizierten Theorie, als dies in der Innenpolitik der DDR der Fall ist. Einige Hinweise müssen hier genügen.

Als Erich Honecker auf dem 7. ZK-Plenum im Dezember 1979, als seine Reaktion auf den NATO-Nachrüstungsbeschluß, die Politik der "Schadensbegrenzung" verkündete, war dieses "politische Denken" erheblich dem politischen Erkenntnisstand anderer osteuropäischer Bruderparteien, insbesondere dem der KPdSU-Führung, vorangeeilt. Der SED-Chef hielt am - vom Westen immer angebotenen - politischen Dialog über Systemgrenzen hinweg auch

fest, als er von den Sowjets dafür 1984 massiv attackiert wurde. Während diese, durch das rasch aufeinanderfolgende Ableben von drei Generalsekretären in eine schwere Führungskrise verstrickt, einen durch wachsenden Immobilismus gekennzeichneten außenpolitischen Konfrontationskurs steuerten, zeigte Honecker unverändert Gesprächs- und Verhandlungsbereitschaft, nicht zuletzt im innerdeutschen Verhältnis. Diese Politik erwies sich im Nachhinein als richtig, denn nach der Rückkehr der Sowjets an den Verhandlungstisch beim Genfer Gipfeltreffen Reagan-Gorbatschow im November 1985 fand der von der SED genutzte außenpolitische Spielraum auch im Kreml seine Bestätigung. Honeckers "neues politisches Denken" in dieser Phase - unabhängig von den dahinter sich verbergenden Motiven - bestand darin, erkannt zu haben, daß die Rede "zu Entspannung und friedlicher Koexistenz gibt es keine Alternative" der Bewährung in der Alltagspraxis bedarf.

Wer hierin noch überwiegend politischen Opportunismus sehen will - schließlich konnte die DDR in dieser Phase ihr Image als souveräner, verantwortlich handelnder Staat aufbessern -, wird diese Einschätzung doch in Frage stellen lassen müssen, wenn er mit zwei weiteren Beispielen für "neues politisches Denken" konfrontiert wird. Anfang 1986 hatte Prof. Otto Reinhold, der Direktor der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED, die Definition des "Prinzips der friedlichen Koexistenz", des ideologischen Fundaments der Außenpolitik gegenüber allen nichtsozialistischen Staaten, einer recht weitgehenden Revision unterzogen (4). Bisher bestimmten die beiden Begriffe Klassenkampf und Kooperation gleichgewichtig den Inhalt der "friedlichen Koexistenz" und gaben der SED damit, den tagespolitischen Erfordernissen entsprechend, die Möglichkeit, je nach Bedarf eine der beiden Verhaltensweisen zu praktizieren. Nun hat Reinhold die Klassenkampf-Komponente nicht ausdrücklich, aber implizit und in ihrer Bedeutung so stark reduziert, daß man ohne

Übertreibung von einem "neuen politischen Denken" sprechen kann.

Zwar war die militärische Form des Klassenkampfes, also die kriegerische Auseinandersetzung, theoretisch schon immer ausgeschlossen. Jetzt aber, hieß es bei Reinhold, müßten, da die "Verhinderung eines atomaren Infernos zu einer Existenzfrage für die Menschheit geworden ist", "daraus auch die Schlußfolgerungen für die Politik der friedlichen Koexistenz" gezogen werden: "Theoretische und ideologische Meinungsverschiedenheiten (müssen) zurücktreten", dürfen den "gemeinsamen Kampf um Sicherheitspartnerschaft nicht behindern" und können jetzt "in humanen, zivilisierten Formen ausgetragen" werden. Der ideologische Klassenkampf, als bisher unverzichtbares Instrument der Systemauseinandersetzung, kommt bei Reinhold nicht mehr vor.

Erst wenn solche Ansichten dereinst auch in den Schulbüchern der DDR stehen und die nach wie vor kruden Feind-Bilder abgelöst haben werden, darf die SED volle Glaubwürdigkeit ihres "neuen politischen Denkens" beanspruchen. Gleichwohl stellt das, was Reinhold für den offiziellen Umgang mit dem Gegner und mit Bedacht auf Wirkung in der westlichen Öffentlichkeit formuliert hat, eine neue Qualität dar, eine Qualität im übrigen, die durch sowjetische Äußerungen auf dem XXVII. Parteitag der KPdSU voll abgesichert ist.

Die Revision anderer, überholter Formeln durch M. Schmidt (Direktor des Ost-Berliner Instituts für Internationale Politik und Wirtschaft) ist, für DDR-Verhältnisse, noch bemerkenswerter als die neuen Aussagen Reinholds. In einem programmatischen Aufsatz (zusammen mit W. Schwarz) weist er bereits im Untertitel ausdrücklich auf die "Notwendigkeit eines neuen politischen Denkens und Handelns" hin (5). Seit einigen Jahren ist in einzelnen sozialistischen Ländern, darunter in der Sowjetunion und der DDR, eine Diskussion um den Charakter von Kriegen im Nuklearzeitalter in Gang gekommen. Sie läuft

unaufhaltsam auf die zunehmende Erkenntnis hinaus, daß die "Theorie" von den sogenannten gerechten Kriegen, d.h. den sozialistischen Verteidigungskriegen, im Zeitalter der atomaren Overkill-Kapazitäten beider Großmächte nicht mehr Glaubwürdigkeit beanspruchen kann. Nicht, daß Verteidigung nun als ungerecht angesehen werden muß. Aber im Bewußtsein der meisten Menschen hat sich längst festgesetzt, daß - falls ein Krieg ausbricht - im nachhinein selten der gerechte Verteidiger vom bösen Aggressor unterschieden werden kann. Ein Festhalten an der alten Theorie liefe letztlich auf die absurde Behauptung vom gerechten Einsatz sozialistischer und dem verbrecherischen Einsatz imperialistischer Kernwaffen hinaus.

Die erwähnten Autoren umgehen nun in ihrem Beitrag zwar eine klare Absage an die sogenannten gerechten nuklearen Verteidigungskriege des Sozialismus - die Begriffspaare "gerecht" und "ungerecht", "Angriff" und "Verteidigung" kommen bei ihnen gar nicht mehr vor. Trotzdem kommen sie zu erstaunlichen Aussagen, die in keiner Kontinuität mehr zur bisherigen Kriegsführungsdoktrin kommunistischer Militärwissenschaftler und ihrer ideologischen Begleitmusikanten steht (Führbarkeit und Gewinnbarkeit von Kriegen auch im Nuklearzeitalter, der Sozialismus ist in jedem Fall der Sieger, Abhängigkeit des Wesens des Krieges vom Klassencharakter der Kombattanten usw.). Nun wird der "Weltfrieden (zum) obersten (gemeinsam) gewollten Wert" erhoben, er steht über den Klasseninteressen der Kontrahenten, auch denen der Kommunisten; zwischenstaatliche Interessen- und Auffassungsunterschiede, ... Gegensätze, ja Antagonismen, müssen, sollen sie den Fortbestand der Menschheit nicht gefährden, heute und in Zukunft unter allen Umständen mit friedlichen Mitteln ausgetragen werden" (!). Auch die Arbeiterklasse (also ihre Partei) habe begonnen, die für "ihre politische und soziale Befreiung strategische Fragestellung nach dem Verhältnis von Krieg und Revolution" in einem neuen Licht zu sehen.

Wer in der DDR noch gelernt hat, daß alle gesellschaftlichen Interessen immer und überall Klasseninteressen sind, wird nun - und wer könnte dem nicht zustimmen? - an die Existenz offenbar klassenindifferenter, "allgemeinmenschlicher Interessen" ("Kernstück ist das Interesse an der Erhaltung der Gattung Mensch") erinnert, die offenbar neben (oder gar über?) den spezifischen Klasseninteressen aller Klassen stehen. Kein "neues politisches Denken"? Auch keine neuen Tendenzen? Daß dieses Denken durchaus im Rahmen marxistisch-leninistischer Grundorientierungen bleibt - wer könnte, dürfte anderes erwarten? Doch dieser Rahmen hat sich deutlich erweitert.

Anmerkungen: 1) Neues Deutschland vom 6.11.1986, S. 3. 2) W. Barthel spricht im Deutschen Allgemeinen Sonntagsblatt, 28/1986, von einer "klammheimlichen" Revision wichtiger außenpolitischer Formeln durch die SED. 3) Allerdings wird dieser Begriff wegen seiner aus der Sicht der SED negativ besetzten Konnotationen (noch) abgelehnt, auch wenn, im einfachen Wortsinne, eine Elite gemeint ist. 4) O. Reinhold, Den Frieden miteinander sichern, in: horizon 4 (März), 1986, S.3-4. 5) M. Schmidt/ W. Schwarz, Frieden und Sicherheit im nuklear-kosmischen Zeitalter (I). Neue Dimensionen der Friedensfrage am Übergang zum Jahr 2000 - Notwendigkeit eines neuen politischen Denkens und Handelns, in: IPW-Berichte, 9/Sept. 1986, S. 1-12. Mit freundlicher Genehmigung des Autors und der Redaktion der Zeitschrift »DDR Report«, Verlag Neue Gesellschaft GmbH, in deren Heft 12, 86 der Text bereits erschienen ist.

Wer fortwährend zwischen in und out in der Drehtür zappelt, von dem wird man kaum erwarten dürfen, daß er die nötige Geduld aufbringt, um einen normalen deutschen Satz zu bilden.

Hans Magnus Enzensberger

Vor zweihundert Jahren, 1787, erschien die "zweite Original-Ausgabe" der KRITIK DER REINEN VERNUNFT von Immanuel Kant. Das ist ein weiterer Anlaß, aus der Vorrede B zu zitieren:

Immanuel Kant

"Es ist also die erste und wichtigste Angelegenheit der Philosophie, einmal für allemal ihr dadurch, daß man die Quelle der Irrtümer verstopft, allen nachteiligen Einfluß zu benehmen. Bei dieser wichtigen Veränderung im Felde der Wissenschaften, und dem Verluste, den spekulative Vernunft an ihrem bisher eingebildeten Besitze erleiden muß, bleibt dennoch alles mit der allgemeinen menschlichen Angelegenheit, und dem Nutzen, den die Welt bisher aus den Lehren der reinen Vernunft zog, in demselben vorteilhaften Zustande, als es jemalen war, und der Verlust trifft nur das *Monopol der Schulen*, keineswegs aber das *Interesse der Menschen*. Ich frage den unbiegsamsten Dogmatiker, ob der Beweis von der Fortdauer unserer Seele nach dem Tode aus der Einfachheit der Substanz, ob der von der Freiheit des Willens gegen den allgemeinen Mechanismus durch die subtilen, obzwar ohnmächtigen Unterscheidungen subjektiver und objektiver praktischer Notwendigkeit, oder ob der vom Dasein Gottes aus dem Begriffe eines allerrealsten Wesens, (der Zufälligkeit des Veränderlichen, und der Notwendigkeit eines ersten Bewegers,) nachdem sie von den Schulen ausgingen, jemals haben bis zum Publikum gelangen und auf dessen Überzeugung den mindesten Einfluß haben können? Ist dieses nun nicht geschehen, und kann es auch, wegen der Untauglichkeit des gemeinen Menschenverstandes zu so subtiler Spekulation, niemals erwartet werden; hat vielmehr, was das erstere betrifft, die jedem Menschen bemerkliche Anlage seiner Natur, durch das Zeitliche (als zu den Anlagen seiner ganzen Bestimmung unzulänglich) nie zufrieden gestellt werden zu können, die Hoffnung eines *künftigen Lebens*, in Ansehung des zweiten die bloße klare Darstellung der Pflichten im Gegensatze aller Ansprüche der Neigungen das Bewußtsein der *Freiheit*, und endlich, was das dritte anlangt, die herrliche Ordnung, Schönheit und Fürsorge, die allerwärts in der Natur hervorblüht, allein den Glauben an einen weisen und großen *Welturheber*, die sich aufs Publikum verbreitende Überzeugung, sofern sie auf Vernunftgründen beruht, ganz allein bewirken müssen: so bleibt ja nicht allein dieser Besitz ungestört, sondern er gewinnt vielmehr dadurch noch an Ansehen, daß die Schulen nunmehr belehrt werden, sich keine höhere und ausgebreitete Einsicht in einem Punkte anzumaßen, der die allgemeine menschliche Angelegenheit betrifft, als diejenige ist, zu der die große (für uns achtungswürdigste) Menge auch ebenso leicht gelangen kann, und sich also auf die Kultur dieser allgemein faßlichen und in moralischer Absicht hinreichenden Beweisgründe allein einzuschränken. Die Veränderung betrifft also bloß die arroganten Ansprüche der Schulen, die sich gerne hierin (wie sonst mit Recht in vielen anderen Stücken) für die alleinigen Kenner und Aufbewahrer solcher Wahrheiten möchten halten lassen, von denen sie dem Publikum nur den Gebrauch mitteilen, den Schlüssel derselben aber für sich behalten."

Optimierung der Arbeitszeit statt Verkürzung

Thesen über Materialismus und Technik

1. Teil

Das Problem

Traditionellerweise wird das Verhältnis von Technik und Kapitalismus als das von *Technik als solcher* und ihrer *Anwendung* beschrieben. Ich werde diese Theorie verteidigen. Allerdings soll diese Verteidigung nicht darüber hinwegtäuschen, daß sie in der klassischen Form nicht aufrechtzuerhalten ist. Frigga Haug hat zurecht darauf hingewiesen, daß in den Marxschen Texten nicht klar wird, was an belastenden Momenten der Technik selbst und was ihrer Anwendung zugeschrieben werden muß. (Haug 1983, S. 103) Diese Problematik schleppt sich fort in aktuellen materialistischen Analysen. Zwei Aspekte sind dabei wesentlich. Einerseits eine gewisse Theorie des Ursprungs. 'Weil' die enorme Steigerung der Produktivkräfte durch den Kapitalismus 'verursacht' ist, sei dieser Prozeß kapitalistischen Charakters. Penetrant wird der Gedanke wiederholt, daß dies alles 'im Interesse des Kapitals' erfolge. Wenn das aber ein Argument der Verurteilung sein soll, dann muß man die gesamten modernen Produktivkräfte verwerfen, denn sie sind durch nichts anderes 'verursacht' als durch den Kapitalismus. Eine Grenze zwischen produktiven und regressiven Seiten der Produktivkraftentwicklung läßt sich dann schwerlich finden.

Zweitens herrscht die Tendenz vor, alle negativen Seiten, die sich an den Produktivkräften zeigen, den Produktionsverhältnissen zuzuschlagen. Mit der *Anwendungstheorie* ist in aller Regel die These verbunden, daß negative Elemente wie etwa die mangelnde Sicherheit technischer Systeme eine Frage ausschließlich der Technikanwendung, also der Produktionsverhältnisse sei. Die Theorie vom *formationsspezifischen Charakter* der Technik, die im marxistischen Lager neuerdings die Anwendungstheorie verdrängt hat, verschärft diesen Aspekt. Man nehme etwa die Frage der Sicherheit von Kernkraftwerken. Vor Tschernobyl wurde im marxistischen Lager die Reaktorsicherheit eindeutig und einseitig als abhängig *nur* von den *Produktionsverhältnissen* angesehen. "Wie man sieht, ist es kein Zufall, daß sich der Unfall von Harrisburg sowie zahlreiche ähnlich schwere Unfälle wie z.B. in Brunsbüttel oder Würgassen in den USA und der Bundesrepublik ereigneten, und nicht etwa in der UdSSR oder der DDR. Auch die Ursache hierfür liegt klar auf der Hand: in den sozialistischen Ländern sind auch Kernkraftwerke volkseigene Betriebe. Ihre Entwicklung, ihr Bau und ihr Betrieb wird von der arbeitenden Bevölkerung organisiert und kontrolliert. Dabei stehen natürlich die Sicherheitsinteressen der Bevölkerung im Vordergrund" (Heimbrecht 1980, S. 195).

Die Tschernobyl-Affäre hat hier für traurige Klarheit gesorgt. Aber mehr noch als diese peinlichen Passagen zur Sicherheit von Atomkraftwerken im Sozialismus gibt zum Nachdenken Anlaß, daß es in dieser Tradition *denkummöglich* ist anzunehmen, spezifisch sozialistische Produktionsverhältnisse könnten problematisch sein. Nach Tschernobyl wurde behauptet, die Kernfission als solche werde noch nicht voll beherrscht (Gerns, UZ, 13.6.86, S. 15). Die Dialektik der Erkenntnis wurde nun bemüht, um die Tschernobyl-Affäre zu begründen,

während sie vor Tschernobyl benutzt wurde, um die generelle Kritik an der Technik der Kernspaltung abzuweisen (Steigerwald, UZ, 27.6.78). Freilich erweist sich dies als Ausrede, weil aus der Dialektik der Erkenntnis folgt, daß ein noch unvollkommener Stand der Beherrschung einer Technik nur historisch, vorübergehend ist, niemals aber die Theorie, daß eine solche Technik "Übergangslösung" sei, was nach Tschernobyl im marxistischen Lager verstärkt vertreten wird. Dies ist ein Indiz dafür, daß die klassische Theorie von der Dialektik der Erkenntnis selbst problematisch wird. Es fehlen Kriterien dafür, daß eine Technik ausreichend erkannt ist, so daß ihr Einsatz verantwortet werden kann. Unklar bleibt auch das Verhältnis der klassischen Theorie zur 'Technikerthese', daß es eine absolut fehlerfreie und damit absolut sichere Technik nicht gibt und niemals geben wird. Traditionellerweise werden solche Einwände unter der Rubrik 'Positivismus' abgelegt. Wenn das aber positivistische Ideologie sein soll, dann sprechen alle Tatsachen für den 'Positivismus'!

Leider ist das noch nicht alles. Die Technik ist ein Element des Systems der Produktivkräfte. Traditionell wird im marxistischen Lager die These von der *Dialektik von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen* verfochten. Aber ganz offensichtlich trifft diese Theorie in ihrer klassischen Form nicht zu. Wer könnte denn ernsthaft behaupten, daß die Formulierungen von Marx zur historischen Tendenz des Kapitalismus (Marx 1859, S. 503; Marx 1890, S. 791) die Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft zutreffend beschreiben würden!? Eine Periode von Krisen mag eingetreten sein und immer wieder eintreten. Nirgendwo aber hat das in den entwickelten kapitalistischen Ländern zu einer Revolution geführt: überall konnten die Verhältnisse im Sinne des Kapitals wieder stabilisiert werden.

Die Theorie vom *kapitalistischen Charakter der Produktivkräfte* bringt hier keinerlei Fortschritte. Im Gegenteil! Man verwickelt sich unweigerlich in Widersprüche, wenn man gleichzeitig an der Dialektik festhält. Ist nämlich das Produktivkraft-System ein Epiphänomen der Produktionsverhältnisse, dann kann die klassische Theorie nicht stimmen, nach der die Produktionsverhältnisse die Bewegungsform der Produktivkräfte sind und die Entwicklung derselben die Veränderung jener bewirkt. Aber allein schon die kruden Tatsachen stehen in flagrantem Gegensatz zu dieser 'Theorie'. Alle Tatsachen, die über die real existierenden sozialistischen Gesellschaften bekannt sind, weisen auf eine Konvergenz zwischen Kapitalismus und Sozialismus hinsichtlich des Systems der Produktivkräfte. Dabei haben die kapitalistischen Gesellschaften in vielen wesentlichen Bereichen einen Vorsprung; die sozialistischen Gesellschaften sind seit Jahrzehnten bemüht, diesen Vorsprung aufzuholen. Es gibt nicht ein einziges Beispiel einer Technologie oder Technik, die im Sozialismus fundamental anders wäre. Mit der Theorie vom formationsspezifischen Charakter der Produktivkräfte verfehlt man nicht nur die Realität, man macht sich überdies lächerlich und vergrößert das Dilemma, in dem sich die sozialistische Linke befindet. Die Probleme, die sich hier stellen, sind so gravierend, daß sie zu *Präzisierungen* der klassischen Theorie einerseits und *Revisionen* derselben andererseits Anlaß geben. In diesem Spannungsfeld bewegen sich die nachfolgenden Thesen.

Produktivkräfte als System 1

Die mißglückten Varianten der Anwendungstheorie sowie der Theorie vom kapitalistischen Charakter der Produktivkräfte konvergieren in einem Punkt: Alle *sozialen* Effekte werden auf die Produktionsverhältnisse zurückgeführt, damit alle negativen sozialen Effekte auf die kapitalistischen Produktionsverhältnisse. Die Produktivkräfte werden als eine der produktionsweise untergeordnete Summe von Elementen gefaßt, die sich aufzählend beschreiben lassen. Mit dieser Theorie der Aufzählung können die Produktivkräfte nicht als *System*, als *Verhältnis* begriffen werden.

Daher solche unseligen Behauptungen wie etwa die, die Kernkraft sei unter dem Sozialismus prinzipiell sicher. Diese These ist nicht apologetisch; sie ist Ergebnis einer falschen Theorie. Was setzt sie denn voraus? Sie setzt voraus, daß der soziale Aspekt der Reaktorsicherheit einzig durch die sozialen Verhältnisse determiniert sei; sie unterschlägt, daß dieses Phänomen ganz elementare Determinanten im System der Produktivkräfte hat. Das Entwicklungsniveau der Produktivkräfte im allgemeinen, damit das ökonomische Potential einer Gesellschaft, der Entwicklungsstand spezieller Momente des Produktivkraftsystems, der Qualifikation, der Sicherheitstechniken, der Kontrolltechniken usw. bedingen ganz wesentlich die realen Möglichkeiten und Grenzen in diesem Fall der Reaktorsicherheit. Hätte man wirklich diese Bedingungen untersucht, so wäre es zu den Peinlichkeiten eines Heimbrecht nicht gekommen. Vielleicht wäre dann aufgefallen, daß es tatsächlich schwere Mängel in der Sicherheitsphilosophie der sozialistischen AKW-Betreiber gibt, daß die Mehrfach-sicherheit in sozialistischen Ländern mehr als problematisch ist, daß daher nicht zufällig in der entsprechenden Fachliteratur der SU und der DDR bei vorbildlichen Sicherheitssystemen fast ausschließlich auf Beispiele in der BRD oder den USA verwiesen wird. Nicht auszuschließen ist auch, daß dann solche katastrophalen Fehleinschätzungen wie die folgende schon etwas früher aufgefallen wären. "In Kernkraftwerken mit Druckröhrensiedewasserreaktoren RBMK-1000 (das ist der Reaktortyp von Tschernobyl, WRL) besteht kaum die Gefahr des Austretens größerer Mengen radioaktiver Substanzen bei Havarien. Daher besitzen sie kein Containment." (Margulowa 1976, S. 412)

Aber mehr noch! Ist denn die marxistische Argumentation nach Tschernobyl Eingeständnis dessen, daß man die Bedeutung der Produktivkräfte 'unterschätzt' hatte? Jetzt heißt es, man beherrsche die Kernfission noch nicht ausreichend. Das entspricht freilich nicht ganz den Tatsachen. Eine ausgeprägtere Sicherheitsphilosophie, als sie in der SU vorhanden ist, ist Stand der Technik; mehrere voneinander unabhängige Notkühlsysteme zu etablieren und ein Containment zu bauen, sind ja wohl keine technischen Probleme mehr; Sicherheitssysteme, die sich nicht manuell abschalten lassen, sind ebenfalls technisch machbar. Daß all dies in Tschernobyl fehlte, hat den Unfall ermöglicht. Daß in der SU überhaupt graphitmoderierte Reaktoren gefahren werden, hat ökonomische Ursachen; die Reaktoren brauchen beim Austausch der Brennstäbe nicht abgeschaltet zu werden, so daß man auf einen wirtschaftlicheren Betrieb hoffen konnte als bei herkömmlichen Druck- oder Siedewasserreaktoren. Ganz offensichtlich nahm man um dieser wirtschaftlichen Vorteile willen bestimmte Risiken in Kauf, die mit dieser Reaktorlinie verbunden sind. Nach Tschernobyl sagte W. Legassow, der stellvertretende Direktor des Moskauer Kurtschatow-Instituts für Atomenergie: "Ich war bis zu dieser schlimmen Erfahrung ohnehin nicht ein Verfechter dieses Reaktortyps. Er war mir von Anfang an aus einer Reihe von physikalischen und chemischen Gründen nicht sympathisch. Dort sind zuviel Graphit und andere gefährliche Stoffe angehäuft" (zit.n. DVZ/tat 35/86, S. 7).

Daß in der SU bewußt auf bestimmte, weltweit bekannte und etablierte Sicherheitstechniken verzichtet wurde, hat ökonomische Gründe; beim gegenwärtigen Entwicklungsniveau der Produktivkräfte in der SU gehen solche Investitionen zu Lasten der Bedürfnisbefriedigung der Bevölkerung. Selbst der konkrete Hergang des Unfalls war Ausdruck der ökonomischen Zwänge, in denen sich die SU befindet. Offensichtlich wurden bei Experimenten am Reaktor, die einer Effektivierung der Produktion dienen sollten, alle Kontrollen ausgeschaltet, die normalerweise vorhanden sind. Es ist bei geringem Niveau des gesellschaftlichen Reichtums zwingend geboten, neue Wege zu beschreiten, um die Pläne besser erfüllen zu können; es liegt nahe, daß unter solchen Bedingungen die Tendenz, Sicherheitssysteme zu umgehen, um schneller zum Ziel zu kommen, stark ausgeprägt sein muß. Nicht eine Clique von Profiteuren oder von korrupten Bürokraten hat den Unfall verursacht; der Unfall war vielmehr Ausdruck

der Widersprüche, die mit der Entwicklung der Produktivkräfte verbunden sind. Entscheidend aber ist, daß daran ersichtlich wird, wie ein niedriges Niveau der Entwicklung der Produktivkräfte zu *Restriktionen im System der Produktionsverhältnisse* führt! Aus diesem Grund zeigt die Nach-Tschernobyl-Argumentation der Marxisten in der BRD gerade dadurch, daß sie die sozialistischen Produktionsverhältnisse in der SU von jeder Verantwortung freispricht, wie wenig sie die determinierende Wirkung des Systems der Produktivkräfte ernst nimmt.

Hinter der Anwendungstheorie hatte sich lange Zeit die Annahme verborgen, die relevanten sozialen Wirkungen seien solche der Produktionsverhältnisse; die Theorie von der Determination der Produktivkräfte durch die Produktionsverhältnisse bringt diese Position letztlich auf den falschen Punkt. In letzter Instanz handelt es sich hier um *Fernwirkungen der 68er Ideologie*. Man mache sich keine Illusionen. Diejenigen, die heute theoretisch den Ton in der Linken angeben, sind fast ausschließlich Produkte der 68er Bewegung und ihrer Ideologie. Die Leugnung des Systemcharakters der Produktivkräfte und deren Subordination unter die Produktionsverhältnisse ist ein Wesenszug derselben. Die 68er Ideologie kritisiert den Arbeitsprozess als solchen, sowie seine Determinanten und Komponenten wie soziale Gesetzlichkeit, Notwendigkeit, Gesellschaftlichkeit, Ökonomisierung usw. Sie bezieht sich im Besonderen auf die Entwicklung der Produktivkräfte; deren Dynamik wird mit kapitalistischer Rationalität identifiziert. Die zunehmende Naturbeherrschung wird wegen ihrer Affinität zum Kapitalismus der Logik von Herrschaft und Entfremdung zugeordnet. Der Kern der Sache besteht darin, daß Elemente des Produktivsystems den Produktionsverhältnissen zugeschlagen werden. Wird aber die Dialektik von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen lahmgelegt, dann kann dem 'entfremdeten Ganzen' nur noch das abstrakte Humanum entgegengesetzt werden. Hier liegt die Wurzel der Affinität der Kritischen Theorie zum Existentialismus Heideggerscher und Sartrescher Prägung; hier liegt der Grund aller psychoanalytischen Ergänzungsversuche des Materialismus. In der Triebtheorie Freuds wird der Ansatz zu einer 'materialistischen Begründung' einer individualistischen anarchisierenden Befreiungsideologie gesehen. Wissenschaftstheoretisch entspricht dem ein 'perspektivischer Nominalismus', die Theorie, daß der Holismus nur für das Zeitalter der Entfremdung gelte, der Nominalismus mit der 'Befreiung' wahr werde. 'Identitätsphilosophie' wie 'Positivismus' sind letztlich Titel für die Ablehnung einer am naturwissenschaftlichen Paradigma orientierten Sozialwissenschaft. Unter der Flagge des Humanismus wird an der Verhinderung der wissenschaftlichen Soziologie und des Sozialingenieurwesens gearbeitet. Daraus resultiert auch die einseitige Ausrichtung der Ideologiekritik auf die positivistische Philosophie und das Unterschlagen der zivilisationskritischen Richtung der bürgerlichen Ideologie. Darin liegt eine zwingende Logik. Wird der Systemcharakter der Produktivkräfte geleugnet, wird die Entwicklung des Systems der Produktivkräfte den kapitalistischen Produktionsverhältnissen zugeschlagen, wird den Produktivkräften somit weitgehend ein kapitalistischer Charakter angedichtet, so muß die Hauptrichtung bürgerlichen Denkens mit dem Denken des technischen Fortschritts zusammenfallen. Aus diesem Grunde werden die konservativen und konservativ instrumentalisierbaren Seiten des 'linken' Anti-Technizismus unterschätzt. Nicht zuletzt hierin erweist sich die heutige Linke als Gefangene der theoretischen Problematik der 68er Ideologie.

Produktivkräfte als System 2

Die Produktivkräfte können angemessen nicht als Summe von Elementen, sondern nur als *System*, als *Verhältnis* begriffen werden. Wie der Begriff der Produktionsverhältnisse ein Verhältnis zwischen Klassen zueinander und zu den

Produktionsmitteln ausdrückt, so der Begriff der Produktivkräfte ein Verhältnis zwischen Mensch, Natur und Arbeitsmitteln. Richtiger wäre es statt von 'Produktivkräften' von den *Produktivverhältnissen* zu sprechen.

Werden die Produktivkräfte als Subsystem der Produktionsweise verstanden, so muß man sie als real existierendes Verhältnis mit eigener Gesetzmäßigkeit ansehen. Das heißt vor allem, daß das Produktivverhältnis *eigene Widersprüche aufweist, eigenen Entwicklungsgesetzen folgt und eigene soziale Effekte zeitigt*. Diese sind in der Realität mit den Gesetzmäßigkeiten der Produktionsverhältnisse verwoben, lassen sich aber analytisch davon unterscheiden.

Wie das Produktionsverhältnis real als kapitalistischer Verwertungsprozeß oder sozialistischer Aneignungsprozeß sich zeigt, so das Produktivverhältnis als *Arbeitsprozeß*, der sich auf höherer Stufenleiter reproduziert. Jeder Arbeitsprozeß beruht auf der Aneignung der Natur für menschliche Bedürfnisse und auf der Effektivierung dieses Aneignungsprozesses durch Erhöhung der Produktivkraft der Arbeit. Der Arbeitsprozeß muß als unmittelbarer und als mittelbarer Arbeitsprozeß oder Forschungs- und Entwicklungsprozeß begriffen werden; zu seiner theoretischen und empirischen Analyse müssen so unterschiedliche Disziplinen wie Industriosozologie und Wissenschaftssoziologie integriert werden. Je höher die Stufenleiter der Entwicklung des Arbeitsprozesses, desto mehr ist der Arbeitsprozeß Forschungs- und Entwicklungsprozeß.

Folgende Elemente des *industriellen Produktivsystems* lassen sich analytisch voneinander trennen:

- das *technische Produktivkraftsystem* (TPK)
- das *organisatorische Produktivkraftsystem* (OPK)
- das *menschliche Produktivkraftsystem* (MPK).

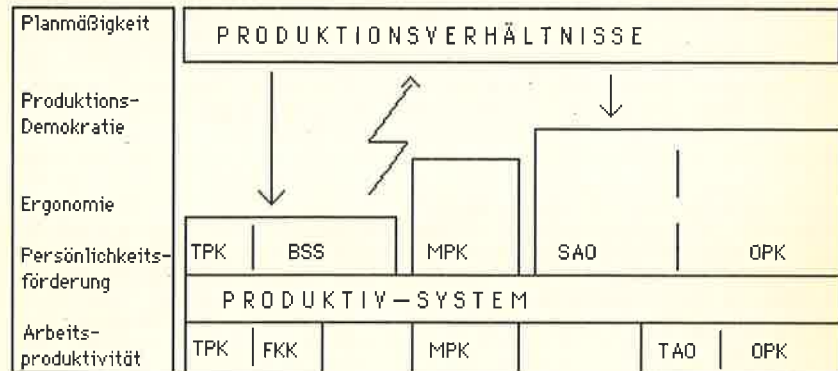
Das TPK beinhaltet das System der Arbeitsmittel (Techniken) und Arbeitsverfahren (Technologien), die die Menschen im Arbeitsprozeß einsetzen. Das OPK beschreibt im wesentlichen die Formen der Arbeitsteilung und Kooperation, die zwischen den Menschen im Arbeitsprozeß realisiert werden.

Innerhalb des TPK kann zwischen dem *funktional-konstruktiven Komplex* (FKK) und der *Benutzer-Schnittstelle* (BSS) unterschieden werden. Während der FKK das System instrumenteller Mittel zur Lösung technischer Aufgaben beschreibt, identifiziert die BSS die Anwendungsseite technischer Systeme. Die Benutzer-Schnittstelle in diesem Sinne darf nicht mit dem gleichnamigen Begriff aus der Software-Ergonomie verwechselt werden; letzterer Begriff ist bedeutend enger. Die BSS im hier benutzten Sinne beschreibt vielmehr ein technisches System in den Dimensionen Ergonomie und Persönlichkeitsförderlichkeit. Dies impliziert, daß technische Systeme unter diesen Gesichtspunkten unterschiedlich ('alternativ') gestaltbar sind. Freilich gilt, daß die Entwicklung der Produktivkräfte selbst Einfluß auf diese Seite der Technik hat. Als allgemeines Gesetz gilt, daß mit Reife und Stabilität des funktional-konstruktiven Komplexes die Benutzer-Schnittstelle ergonomischer und persönlichkeitsfördernder gestaltet wird, weil Rationalisierung dann wesentlich über die Benutzerseite des Systems zu gewährleisten ist.

Hinsichtlich des organisatorischen Produktivkraftsystems (OPK) kann zwischen *technischer Arbeitsorganisation* (TAO) und *struktureller Arbeitsorganisation* (SAO) unterschieden werden. Alle Arbeitsabläufe haben eine technisch determinierte Seite; die Rechnungsschreibung kann erst im Anschluß an die Auftragserteilung erfolgen, Daten müssen erst erfaßt sein, ehe sie ausgewertet werden können, Programme müssen erst entwickelt werden, bevor sie laufen. Bestimmte arbeitsorganisatorische Zwänge sind unaufhebbar. Die strukturelle Arbeitsorganisation beschreibt dagegen sozusagen die Anwendungsseite des organisatorischen Systems. Es geht dabei um die Gestaltbarkeit des OPK in den Di-

Abb. 1: Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse

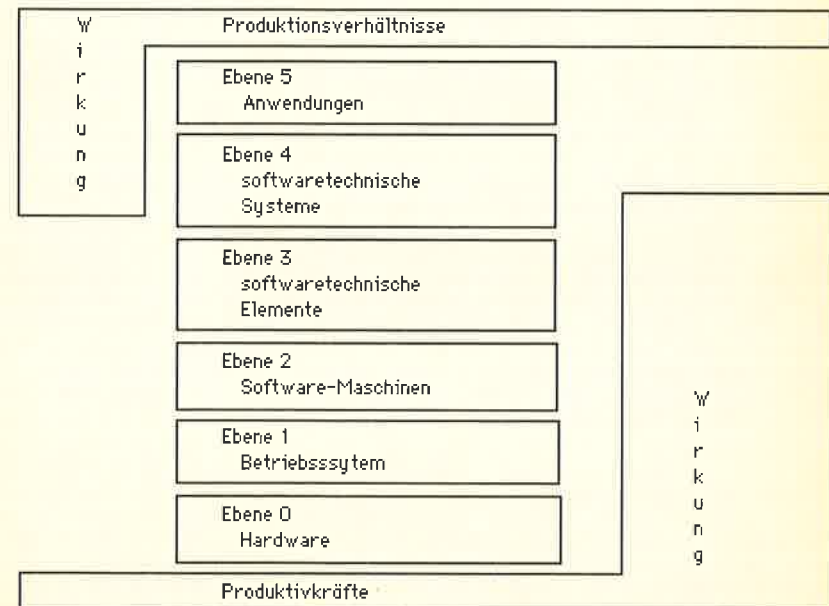
Beurteilungskriterium



Legende: TPK= Technisches Produktivkraft System; FKK= Funktional-konstruktiver Komplex; MPK= Menschliches Produktivkraft-System; OPK= Organisatorisches Produktivkraft-System; TAO= Technische Arbeitsorganisation; SAO= Strukturelle Arbeitsorganisation; BSS= Benutzer-Schnittstelle.

⚡ = Determination
 ↓ = Richtung der Determination bzw. Beeinflussung
 | = sekundäre Beeinflussung

Abb. 2: Technik und Anwendung am Beispiel der Software-Technik



mensionen Ergonomie, Persönlichkeitsförderlichkeit und Produktionsdemokratie.

Benutzer-Schnittstelle und strukturelle Arbeitsorganisation beschreiben die Schnittstelle zum *menschlichen Produktivkraftsystem*. Das MPK bilden die Menschen in ihrer Eigenschaft als Produktivkräfte. Sie werden hier gesehen unter dem Aspekt ihrer Arbeitstätigkeit und im Hinblick auf die Steigerung der Arbeitsproduktivität. Beurteilungskriterium für das MPK ist vor allem die *Entwicklung der Persönlichkeit* durch ihre Arbeit. Die Entwicklung der Persönlichkeit kann darin gesehen werden, daß Arbeit und Lernen konvergieren, daß Anwendung und Entwicklung menschlicher Fähigkeiten zusammenfallen. (vgl. dazu Abb. 1)

Zwei miteinander zusammenhängende Probleme scheinen mir auf diesem Hintergrund angemessener diskutiert werden zu können. Das erste ist das der *relativen Autonomie der Arbeitsorganisation* von gegenüber der Technik. Diese wurde innerhalb der Industriegesellschaft der letzten 10 Jahre zunehmend erkannt. Beigleicher Technik sind verschiedene organisatorische Gestaltungsmöglichkeiten der Arbeit gegeben. Diese Autonomie-These ist richtig, und ich werde einige wichtige Thesen in diesem Papier darauf stützen. Aber die Gestaltbarkeit hat mehr oder minder enge Grenzen, die in der linken Soziologie allerdings kaum Beachtung finden. Diese Grenzen hängen damit zusammen, daß es technische, organisatorische und ökonomische Rahmenbedingungen gibt, die nicht überschritten werden können, soll dem Ziel des Arbeitsprozesses entsprochen werden. Deshalb muß man deutlich sagen, daß die Arbeitsorganisation Teil des Produktivkraftsystems ist (organisatorisches Produktivkraftsystem) und eine rein technische Seite hat (technische Arbeitsorganisation). Es ist sinnlos, die Arbeitsorganisation von technischen Zwängen absolut 'befreien' zu wollen. Und es ist genauso sinnlos, die Menschen in ihrer Funktion als Elemente des Arbeitsprozesses in prinzipiellen Gegensatz bringen zu wollen zur Optimierung dieses Arbeitsprozesses. Der Arbeitsprozeß bleibt immer ein Reich der Notwendigkeit. Nichts ist richtiger als diese Marx'sche These.

Das zweite damit zusammenhängende Problem besteht im Verhältnis der sozialistischen Theorie und Praxis zu den *technisch-organisatorischen 'Apparaten' des Kapitalismus*. Bekanntlich forderte Lenin zur Zeit der Oktoberrevolution, diese Apparate nicht zu zerschlagen, sondern zu übernehmen (Lenin 1917a, S.461f.). Abgesehen von Einzelgängern wie A.Sohn-Rethel wurde dies von den in der 68er Ideologie Befangenen stets negativ beurteilt. Aber in Lenins Aussage steckt viel Wahrheit. Die vorhandene technische Arbeitsorganisation zerschlagen wollen, hätte das 'Aus' für die russische Revolution bedeutet. Nur sind die Leninschen Begriffe extrem unklar. Es wird an keiner Stelle erläutert, was die "bürgerlichen" Beziehungen sind, die man "abhacken" müsse; und in der weiteren Diskussion wurde - soweit ich sehe - ebenfalls keine begriffliche Klarheit geschaffen. Möglicherweise erlaubt die begriffliche Trennung zwischen funktional-konstruktivem Komplex und Benutzer-Schnittstelle einerseits, technischer Arbeitsorganisation und struktureller Arbeitsorganisation andererseits, diese Elemente klarer auseinanderzuhalten. Nach meiner Meinung werden sich Änderungen im Rahmen einer sozialistischen Umwälzung primär auf strukturelle Arbeitsorganisation und Benutzer-Schnittstelle beziehen müssen, die mit den gegebenen Produktionsverhältnissen verwoben sind.

Entwicklungstendenzen der Produktivkräfte

Betrachtet man das Produktivverhältnis als sich entwickelndes System, so muß man die Existenz von *Widersprüchen* im System der Produktivkräfte annehmen. Möglicherweise kennzeichnet dieses System ein unausrottbar *antagonistischer* Widerspruch; dies würde bedeuten, daß mit ständigen Umwälzungen der

antagonistischen Pole Mensch Natur zu rechnen ist, und das würd auch eine rationale Erklärung der Existenz von *Revolutionen* des Produktivsystems ermöglichen. Es muß betont werden, daß dies als genuine Entwicklungslogik des Produktivkraftsystems begriffen werden muß. Gerade im Um- und Bannkreis der 68er Ideologie werden solche sprunghaften Umbrüche im System der Produktivkräfte aus Umwälzungen im Bereich der Produktionsverhältnisse 'abgeleitet'. Paradigmatisch dafür ist in der einen oder anderen Weise F.Borkenaus Theorie vom Übergang zum "mechanistischen Weltbild". Dagegen wird hier die These vertreten, daß große Umbrüche im Produktivsystem auf immanente Widersprüche desselben reagieren.

Jeder Arbeitsprozeß ist Aneignung der Natur für menschliche Zwecke, liegt also jeder menschlichen Produktion zugrunde. Zu allen Zeiten mußte die Menschen interessieren, was sie die zur Produktion ihrer Lebensmittel benötigte Zeit kostet, und mußten sie die Zeit auf die Mitglieder der Gemeinschaft oder Gesellschaft verteilen. Jede Gesellschaft mußte - in welcher rudimentären Form auch immer - interessiert sein an der Reduktion dieser Zeit. Eine primitive *Zeitökonomie* und ein rudimentäres Streben nach Erhöhung der *Arbeitsproduktivität* ist jedem gesellschaftlichen oder gemeinschaftlichen Arbeitsprozeß eigen.

Der gesamte Fortschritt des Arbeitsprozesses beruht auf der Steigerung und Entwicklung dieser Momente. Das industrielle Produktivsystem kennzeichnen dabei die folgenden Tendenzen:

- *Zunehmende Naturbeherrschung*: Die Mittel und Methoden der Naturaneignung werden durch *Verwissenschaftlichung* perfektioniert. Die Erkenntnis des Naturzusammenhangs wird gesteigert, das technische Wissen steigt gewaltig an. Unvereinbar hiermit sind die im Gefolge der 68er Ideologie daherkommenden Kritiken des naturwissenschaftlichen Denkens. Eine prinzipiell andere Form der Naturaneignung ist nicht möglich. Auch ein Sonnen- oder Wasserkraftwerk beruht auf der *Beherrschung* der Naturgesetze. *Beherrschung der sozialen Gesetze* durch die gesellschaftlichen Menschen selbst - das soll nach Marx und Engels eine Sozialwissenschaft leisten. Soziologie als Wissenschaft und ihre Praxis als soziales Ingenieurwesen - das ist eine Tendenz, die sich im Kapitalismus entwickelt, aber auf vielfache Hemmnisse stößt. Die ganze 'kritische' und 'linke' Ideologie der Nach-68er arbeitet dieser Tendenz entgegen, nicht anders übrigens als gewisse Spielarten des Positivismus und die gesamte bürgerliche Zivilisationskritik.

- *Mechanisierung der Arbeit*: Körperliche und mental-geistige Tätigkeiten werden durch Werkzeuge und Maschinen übernommen. Dieser Prozeß, der die Voraussetzungen der Befreiung der Arbeit schafft, wird in der 'kritischen' Literatur in den dunkelsten Farben ausgemalt. Hinsichtlich der linken Industriegesellschaft der BRD ist mit den Schriften G. Friedmanns die Kritik der Mechanisierung paradigmatisch. Sieht man hierin einen Basisprozeß der Befreiung der Arbeit, muß man mit diesem Paradigma brechen.

- *Verstärkte Arbeitsteilung*: Die Differenzierung der Tätigkeiten, die Spezialisierung der Sachgebiete nehmen weiter zu. Die Arbeitsteilung verstärkt sich. Es ist an der Zeit, sich die unseligen Bilder von der Aufhebung der Arbeitsteilung beim jungen Marx vom Halse zu schaffen. Leider sind auch die Ausführungen des reifen Marxismus zu diesem Thema nicht viel klarer. Engels Ansicht vom Architekten, der auch mal den Karren schiebt, ist antiquiert; man sollte die Arbeit des Karrenschiebens generell Maschinen überlassen. Marx' berühmte Ausführungen im 'Kapital' zur "Tendenz der großen Industrie" nach "Aufhebung" der manufakturmäßigen Arbeitsteilung durch die Maschine setzen einfache Maschinenarbeiten voraus, zwischen denen man beliebig wechseln kann. Daraus kann man nicht die Möglichkeit des permanenten Arbeitswechsels zwischen

hochqualifizierten Tätigkeiten ableiten. Die Tendenz der großen Industrie oder des Produktsystems wird aber a.a.O. gerade in der Verwissenschaftlichung der Arbeit gesehen (siehe unten). Das beliebige Wechseln zwischen unterschiedlichen Arbeiten ist unter den Bedingungen industrieller Produktivkräfte eine Illusion.

- *Funktionalisierung*: Aus dem Hauptziel des Arbeitsprozesses - Aneignung der Natur für menschliche Zwecke - ergeben sich technische Unterziele. Lösungswege zur Erreichung dieser Ziele (technische Alternativen) werden dominierend unter Gesichtspunkten der Funktionalität und Instrumentalität beurteilt. Dies ist ein historischer Fortschritt. Wie stark eine Kritik dieser Entwicklungstendenz zum Obskurantismus neigt, kann man an Marcuses "Eindimensionaler Mensch" verfolgen. Marcuse hatte erkannt, daß die einzige Möglichkeit, die heutige Technik als kapitalismusspezifisch darzutun, die Kritik ihrer Instrumentalität selber ist. Die Alternative aber ist bei ihm die Verbindung metaphysischer Werte mit technischen Zielen (vgl. Marcuse 1964, S. 168ff.). Selbst Anhänger der 68er Ideologie sahen ein, daß hier eine theoretische Sackgasse erreicht war (vgl. etwa Offe 1968, S. 76). Unverkennbar auch, daß sich das ganze antitechnische Element der kritischen Theorie nicht halten ließ. J. Habermas' theoretische Entwicklung ist Beweis genug für diese These. Habermas distanzierte sich ausdrücklich vom Antitechnizismus Benjamins, Adornos und Marcuses (vgl. Habermas 1968, S. 54).

- *Vergesellschaftung*: Die Produktionsmittel erhalten zunehmend gesellschaftlichen Charakter; sie können nicht mehr von einzelnen, sondern nur noch von der gesamten Gesellschaft betrieben werden. Vergesellschaftung ist die grundlegende Tendenz. Nachweislich ist der Kampf gegen den gesellschaftlichen Charakter der Produktivkräfte Hauptinhalt der gesamten zivilisationskritischen Literatur. Innerhalb der 68er Ideologie latent immer vorhanden, steht die Kritik der Vergesellschaftung heute im Zentrum der gesamten sich fortschrittlich nennenden Theoriebildung. Untergegangene Produktions- und Reproduktionsformen werden dabei der kapitalistischen Rationalität entgegengesetzt. Die negativen Seiten der kapitalistischen Dynamik werden nicht in ihrer Negativität als Vorbereitung höherer Formen der Gesellschaftlichkeit begriffen, sondern in ihrer Negativität hypostasiert. Einzig durch Rekurs auf Vergangenes kann daher Kritik gegen das Bestehende geltend gemacht werden. Kritik der Vergesellschaftung bedeutet aber immer, daß die zentrale historische Tendenz des Fortschritts bekämpft oder abgelehnt wird.

- *Steigerung der Arbeitsproduktivität*: Durch diese Tendenzen wird die Produktivität der Arbeit gewaltig gesteigert. Und der Stand der Arbeitsproduktivität entscheidet über die Überlegenheit einer Produktionsweise in Beziehung auf eine andere. Jeder industrielle Produktionsprozeß wird unter der Perspektive der *Rationalisierung* und *Ökonomisierung* betrieben. Diese Perspektive führt zur Steigerung der Arbeitsproduktivität durch Verwissenschaftlichung der Produktion, Mechanisierung der Arbeit usw. Rationalisierung und Ökonomisierung sind immanente Prinzipien des Produktsystems. Diese Prozesse mit der kapitalistischen Rationalität zu identifizieren, ist der unverzeihliche Fehler der 68er Ideologie. Marx sah gerade darin, das historisch Fortschrittliche der kapitalistischen Produktion, daß sie die "Ökonomisierung aller Produktionsmittel" bewirkt (Marx 1890, S. 79ff.; Engels 1878, S. 249f.). Die 68er Ideologen und ihre ökologistischen Erben kritisieren den Kapitalismus wegen seiner progressiven Seiten.

- *Autonomisierung* des organisatorischen gegenüber dem technischen Produktsystem: Die relative Unabhängigkeit der Arbeitsorganisation von der Technik nimmt zu. Die Gestaltung der Arbeit wird immer weniger abhängig von der Technik selbst als von der organisatorischen Gestaltung ihres Umfeldes. Die Technikkritik ist auch in diesem Sinne antiquiert. Während sie die Pro-

bleme in der Technik und wissenschaftlichen Logik zu lokalisieren sucht, sind diese Probleme in den entwickelten kapitalistischen Ländern immer weniger technischer Natur. Die Probleme belastender Arbeit sind heute in den Metropolen des Kapitals keine technischen mehr; belastende Arbeit könnte von den Maschinen übernommen werden. Selbst Probleme, die unlösbar zu sein schienen, lassen sich technisch heute lösen. Man denke etwa an die geographische Zentralisierung der Produktion. Mit dem Fortschritt der Telekommunikation und Computertechnik sind hier ganz neue Lösungen denkbar, Lösungen, bei denen etwa die physische Präsenz der Arbeiter und Angestellten im zentralen Unternehmen nicht mehr durchgängig notwendig ist.

- *Wissenschaftliche Arbeit*: Durch die genannten Prozesse wird der Anteil wissenschaftlicher und technisch-ingenieurmäßiger Arbeit größer. Es liegt in der Tendenz des Produktsystems, daß solche Arbeit schließlich vorherrschend werden wird. Ihr Charakteristikum ist, daß der Mensch neben den unmittelbaren Produktionsprozeß tritt, nicht mehr unmittelbar Hand anlegt, sondern den Produktionsprozeß kontrolliert und lenkt.

Hieran wird deutlich, daß die *Kriterien der Beurteilung* bestimmter Produktionsverhältnisse von den Produktivkräften selbst geliefert werden. Die Forderung nach gesellschaftlicher Planung, nach Produktionsdemokratie, ergonomischer und persönlichkeitsförderlicher Arbeit stellen die Produktivkräfte, überspitzt gesagt, 'von selbst'. Sie treten als Anforderungen des modernen Produktionsprozesses hervor. Nur bei Erfüllung dieser Anforderungen kann letztendlich die Arbeitsproduktivität wesentlich gesteigert werden.

Wenig überzeugend ist im übrigen die Argumentation, daß das materielle Produktsystem auch durch andere Prinzipien charakterisiert sein könne (Tjaden 185, S. 55ff.). Unbestreitbar können hier weitere Prinzipien *hinzukommen*; unbestreitbar können diese aber unter Bedingungen industrieller Produktion die oben genannten *nicht ersetzen*. Tjaden führt etwa ökologische Gesichtspunkte an. Allein von diesen ausgehend läßt sich das System der Produktivkräfte kaum gestalten. Man nehme etwa die "konviviale", was etwa 'menschengerechte' heißen soll, Gesellschaft Illichs. Wäre das Produktsystem allein nach solchen ökologischen Gesichtspunkten gestaltbar, dann wäre sogar Illichs Primitivum als alternatives Gesellschaftsmodell zu rechtfertigen, obzwar dieses eine permanente und flagrante Verletzung jedes industriellen Produktsystems darstellt.

Diese Konzeption des Arbeitsprozesses widersetzt sich jedem *Idealismus der Arbeit*. Und man geht nicht fehl in der Annahme, daß der Idealismus der Arbeit die gesamte Kritik des orthodoxen Marxismus seit 1968 stützt. Die Philosophie von Arbeit als reiner Telos-Realisation, in Marx' Baumeister-Analogie durchaus konzeptionell angelegt, verkürzt die Arbeit um ihre materiellen Bedingungen. Wie L. Althusser in seiner Analyse des Marx'schen Arbeitsbegriffs gezeigt hat, kann Arbeit trotz der darin enthaltenen Zwecksetzungen nur im Zusammenhang mit den materiellen Elementen jeder Arbeit - Natur, Arbeitsgegenstand, Arbeitsmittel - angemessen erklärt werden. "Diese Bestimmung des Arbeitsprozesses durch seine materiellen Bedingungen widersetzt sich jeder 'humanistischen' Konzeption der menschlichen Arbeit als einer reinen Schöpfung" (Althusser/Balibar 1965, S. 229).

Ziehen wir aber alle Konsequenzen aus dieser Theorie, der materialistischen Theorie! Wenn der Arbeitsprozeß seine eigenen Gesetze hat, seine eigene Dialektik, wenn er nicht als Realisation weder individueller noch kollektiver Antizipationen gedacht werden kann, dann muß man mit Peter Furth von der wirklichen Arbeit sagen: "Sie hat ihr Wesen gerade in der Differenz zwischen gesetztem und realisiertem Zweck. Die wirkliche Arbeit realisiert immer mehr als den reinen Inhalt des gesetzten Zweckes..." (Furth 1985, S. 10) Zugespitzt formu-

liert bedeutet dies: Das Ergebnis des Arbeitsprozesses ist *immer etwas, was keiner gewollt hat!* Und das hat nicht-triviale Konsequenzen. Gemäß einer traditionellen Definition von Entfremdung wäre dann *Arbeit immer Entfremdung*. Furth schreibt ausdrücklich: "Der affirmative Sinn der Entfremdung darf in Bezug auf die wirkliche Arbeit nicht verleugnet werden." (Furth 1985, S. 11) Wenn aber Arbeit derart mit 'Entfremdung' zusammenfällt, dann ist die Berechtigung dieses Begriffs nicht mehr einsehbar. Vielleicht hat Althusser recht und die Entfremdungstheorie (jedweder Couleur) ist ein idealistisches Relikt!

L. Sève's Versuch jedenfalls, die Entfremdungstheorie auf Basis des reifen Marx'schen Werkes zu rechtfertigen (vgl. Sève 1972 und 1978), muß als problematisch angesehen werden. Weder zur Begründung der materialistischen Persönlichkeitstheorie, noch zur Entwicklung der psychologischen Begrifflichkeit bedarf es des Entfremdungsbegriffs. Durch Subsumtion derselben unter den Begriff 'Entfremdung' kommen sie der Sache, die sie beschreiben, keinen Flohsprung näher. Soweit die genannten Begriffe zutreffend sind, kann man den ihnen übergestülpten Entfremdungsbegriff getrost streichen. Mehr noch: Zumindest eine nicht unwichtige Konzeption von Sève ist nicht ganz frei von der traditionellen Entfremdungsideologie, die Sève ansonsten bekämpft. Seine Konzeption des Zeitplans der Persönlichkeit wird affiziert von der abstrakten Gegenüberstellung von Freiheit und Gesellschaftlichkeit, die für den herkömmlichen Entfremdungsbegriff charakteristisch ist. Sève geht von einem grundlegenden Widerspruch zwischen "konkreter" und "abstrakter (psychischer) Aktivität" der Persönlichkeit aus, den er homolog zu dem gesellschaftlichen Widerspruch zwischen konkreter und abstrakter Arbeit verstanden wissen will. Die "konkrete Persönlichkeit" ist ihm aber das Individuum, sofern es *außerhalb* des Produktionsprozesses steht, und der genannte Widerspruch ist dann der zwischen einer psychischen Aktivität, die sich auf die "freie Tätigkeit", und der, die sich auf die gesellschaftliche Arbeit des Individuums bezieht. Die Gesamtheit der psychischen Aktivitäten der Persönlichkeit unter dem Kapitalismus wird nach Sève beherrscht "von dem Gegensatz zwischen den Aktivitäten der *gesellschaftlich produktiven Arbeit* einerseits und den *unmittelbar auf das Selbst bezogenen* Aktivitäten andererseits." (Sève 1972, S. 344) Statt also alternative Formen produktiv-gesellschaftlicher Aktivität einander gegenüberzustellen, wird gesellschaftliche Arbeit mit "freier" Nichtarbeit konfrontiert, eine Argumentation, die in gefährliche Nähe zur ansonsten von Sève zu Recht abgelehnten "humanistischen" Ideologie gerät.

Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse 1

Die Produktionsverhältnisse bilden eine bestimmte *Bewegungsform* des Systems der Produktivkräfte. Die Möglichkeit der Existenz bestimmter Produktionsverhältnisse, d.h. von Verhältnissen zwischen großen Menschengruppen zueinander und zu den Produktionsmitteln, ist determiniert durch das System der Produktivkräfte. Durch ihre Entwicklung geraten die Produktivkräfte in Widerspruch zu den bestehenden Produktionsverhältnissen; die Produktionsverhältnisse erreichen durch Krisen sowie Reformen und/oder Revolutionen hindurch eine neue, mit dem Produktivsystem kompatible Form.

In bestimmten historischen Phasen haben die Produktionsverhältnisse eine die *Entwicklung der Produktivkräfte fördernde Struktur*. Dies gilt vor allem für die kapitalistischen Produktionsverhältnisse. Keine andere Produktionsweise hat zur Entwicklung der Produktivkräfte mehr beigetragen. Haltlos ist daher die Theorie, welche aus der Tatsache, daß die kapitalistische Dynamik den Produktivkraft-Fortschritt erzwingt, auf den kapitalistischen Charakter dieses Fortschritts schließt. Dann wäre der gesamte Fortschritt der Produktivkräfte kapitalistischen Charakters; dann gäbe es kein rationales Kriterium, das progressive von regressiver Entwicklung der Produktivkräfte zu unterscheiden erlaubte. Es

sei denn, man etabliert ein 'menschliches Wesen', das der gesamten Dialektik von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen entoben ist, und setzt dieses als Schiedsrichter darüber ein, was 'menschlich' und was 'unmenschlich' ist. Eine erbärmlichere Theorie gibt es freilich nicht, und es soll hier nicht alles wiederholt werden, was gegen Antropologismus und abstrakten Humanismus gesagt wurde. Wie auch immer dieses Problem gelöst wird, die Lösung beruht auf der Leugnung der Produktivkräfte als System, auf der Verwandlung der Produktivkräfte in ein Epiphänomen der Produktionsverhältnisse. Was ein solches Herangehen wesentlich leugnet, ist die Tatsache, daß das Produktivkraftsystem eine *eigene Entwicklungslogik* besitzt und der *Kapitalismus gerade solange und soweit progressiv wirkt, als er genau diese Entwicklungslogik* unterstützt.

Man muß diesen Gedanken allerdings konsequent und radikal zuende denken. Es ist empirisch *nicht* möglich, den in diesem Sinne progressiven Charakter des Kapitalismus auf eine *bestimmte historische Phase der kapitalistischen Entwicklung zu beschränken*. Es ist unhaltbar, daß die im Sinne der Förderung der Produktivkraftentwicklung vorwärtsweisende Periode des Kapitalismus 1848 (mit dem historischen Hervortreten der Arbeiterklasse) oder Ende des 19. Jahrhunderts (mit Entstehen des Monopolkapitalismus und Imperialismus) zuende gehe; die Errungenschaften der Kerntechnik, Computertechnik und Gentechnik beweisen das Gegenteil. Während im Feudalismus die aufstrebende neue Klasse mit den neuen Produktivkräften direkt verbunden war und die alte herrschende Feudalklasse zu dieser Entwicklung im Gegensatz stand (sofern sie nicht bürgerlich wurde), bleibt die Bourgeoisie für die gesamte kapitalistische Entwicklung mit dem Fortschritt der Produktivkräfte verbunden. Alle Theorien vom 'faulenden Kapitalismus' gehören ins Reich der Legendenbildung.

Diese Unterschiede dürften so gravierend sein, daß alle Parallelisierungen von bürgerlicher und sozialistischer Revolution sich als falsch erweisen müssen. Wenn aber die bürgerliche Klasse mit dem Fortschritt der Produktivkräfte verbunden bleibt, dann ist die Annahme gerechtfertigt, daß sie in der Lage ist, die *Produktionsverhältnisse partiell an die Erfordernisse der Produktivkräfte zu adaptieren!* Es ist realistisch anzunehmen, daß den aufkommenden Widersprüchen zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen von Seiten der bürgerlichen Klasse *entgegengearbeitet* wird, und daß sie dabei erfolgreich sein kann. Ist das aber richtig, so muß man von zwei Annahmen Abstand nehmen, die in der klassischen Theorie fest verankert sind. Erstens ist es nicht möglich zu behaupten, daß der Widerspruch zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen als der zwischen Kapital und Lohnarbeit "an den Tag tritt" (Engels). Das setzte eine *einfache Repräsentation* zwischen Produktivkraft und Proletariat bzw. zwischen Produktionsverhältnissen und Bourgeoisie voraus, die es in der Realität nicht gibt. Dies tun, hieße, die sozialistische Revolution in Begriffen der bürgerlichen denken wollen. Zweitens aber muß Abstand genommen werden von der Theorie der *linearen Verschärfung der Widersprüche*. Mit dieser Theorie sind die meisten empirischen Fehlschläge linker Autoren verbunden. Alle Aussagen über die nahe bevorstehende Revolution haben sich als falsch erwiesen; es ist daher an der Zeit, die These fallenzulassen, daß sich der Widerspruch zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen stetig verschärfe und in einer Revolution sich zuspitze. Daß dies empirisch konstatierbar nicht der Fall ist, muß als Ausdruck der Tatsache genommen werden, daß die bürgerliche Klasse die Produktionsverhältnisse partiell an die Anforderungen der Produktivkräfte anzupassen in der Lage ist. Der Widerspruch zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen führt zwar in Krisen hinein, aber nicht notwendig zur sozialistischen Revolution; strukturelle bürgerliche Reformen können die Widersprüche real abschwächen, ausgleichen, zurückdrängen, bis sie sich in neuen Eruptionen entladen. Der Widerspruch zwischen gesellschaftlicher Produktion und privater Aneignung ist im Kapitalismus unvermeidlich, aber daraus folgt nicht zwingend, daß er sich verschärfen muß.

In den klassischen Texten sind drei Aspekte eng mit der Dialektik von Produktivkraft und Produktionsverhältnis verbunden. *Erstens*: Die im Kapitalismus entstehenden Produktivkräfte sind das reale Substrat einer höheren, sozialistisch-kommunistischen Produktionsweise. Die im Schoße der bürgerlichen Gesellschaft entstehenden Produktivkräfte schaffen "die materiellen Bedingungen zur Lösung" der Konflikte der kapitalistischen Produktionsweise (Marx 1859, S. 504). *Zweitens*: Der Widerspruch zwischen gesellschaftlicher Produktion und privater Aneignung verschärft sich zunehmend und führt notwendig zur Revolution. "Die Zentralisation der Produktionsmittel und die Vergesellschaftung der Arbeit erreichen einen Punkt, wo sie unverträglich werden mit ihrer kapitalistischen Hülle. Sie wird gesprengt. Die Stunde des kapitalistischen Privateigentums schlägt. Die Expropriation wird expropriert" (Marx 1890, S. 791). Ich behaupte, daß der erste Aspekt nicht notwendig mit dem zweiten verknüpft sein muß. Während der erste Gesichtspunkt eine realistische Theorie der Befreiung ermöglicht, muß der zweite Gedanke in dieser Form aufgegeben werden. Es gibt aber noch eine *dritte Argumentationsstrategie*, die nicht notwendigerweise mit der zweiten zusammenfällt, die mit ihr möglicherweise sogar im Konflikt liegt. Sie läßt sich als Beschreibung der *Anpassungsleistungen des Kapitalismus an den gesellschaftlichen Charakter der Produktivkräfte* in der klassischen Theorie definieren. Es handelt sich dabei um die (rudimentäre) Beschreibung eines Systems realer Strukturen, gegenständlicher Mittel und formeller Lösungen, die im Kapitalismus unter dem Druck des gesellschaftlichen Charakters der Produktivkräfte entstehen. Diese Denkrichtung steht deshalb in einem gewissen Konflikt mit der Theorie der einfachen Repräsentanz und der linearen Verschärfung, weil sie *reale Verbesserungen*, also eine *Entschärfung* der Widersprüche impliziert!

"Es ist dieser Gegendruck der gewaltig anwachsenden Produktivkräfte gegen ihre Kapitaleigenschaft, dieser steigende Zwang zur Anerkennung ihrer gesellschaftlichen Natur, der die Kapitalistenklasse selbst nötigt, mehr und mehr, soweit dies innerhalb des Kapitalverhältnisses überhaupt möglich ist, sie als gesellschaftliche Produktivkräfte zu behandeln" (Engels 1878, S. 258). Im 'Kapital' hat Marx diese 'Anerkennung' des gesellschaftlichen Charakters der Produktivkräfte an den Aktiengesellschaften analysiert, die er als "Aufhebung des Kapitals als Privateigentum innerhalb der Grenzen der kapitalistischen Produktionsweise selbst" bezeichnete (Marx 1894, S. 452). Engels schreibt (ebd.) in einem Zusatz, daß die vielfältigen Formen der Regulierung und der Unternehmenszusammenschlüsse der "Expropriation durch die Gesamtgesellschaft, die Nation, aufs erfreulichste vorgearbeitet" haben (ebd., S. 454). Die Verstaatlichung, heißt es a.a.O., bedeute unter bestimmten Voraussetzungen, "auch wenn der heutige Staat sie vollzieht, einen ökonomischen Fortschritt, die Erreichung einer neuen Vorstufe zur Besitzergreifung aller Produktivkräfte durch die Gesellschaft selbst" (Engels 1878, S. 259); denn das Staatseigentum sei das "formelle Mittel, die Handhabung der Lösung" der Widersprüche der kapitalistischen Produktion (ebd., S. 260). Die "Kooperativfabriken" der Arbeiter werden als "das erste Durchbrechen der alten Form" bezeichnet; sie "zeigen, wie auf einer gewissen Entwicklungsstufe der materiellen Produktivkräfte und der ihr entsprechenden gesellschaftlichen Produktionsformen naturgemäß aus einer Produktionsweise sich eine neue Produktionsweise entwickelt und herausbildet" (Marx 1894, S. 456). Zusammenfassend heißt es in diesem Zusammenhang: "Kapitalistische Aktienunternehmungen sind ebensosehr wie die Kooperativfabriken als Übergangsformen aus der kapitalistischen Produktionsweise in die assoziierte zu betrachten" (ebd.). Ähnlich auch Lenin: "Der Sozialismus aber schaut jetzt bereits durch alle Fenster des modernen Kapitalismus auf uns; in jeder großen Maßnahme, die auf der Grundlage dieses jüngsten Kapitalismus einen Schritt vorwärts bedeutet, zeichnet sich der Sozialismus unmittelbar, in der Praxis, ab" (Lenin 1917b, S. 300).

Es geht hier nicht darum, ob Marx und Engels oder Lenin diese genannten Ent-

wicklungstendenzen in jeder Hinsicht richtig eingeschätzt hatten. Vielleicht wurden die Genossenschaften hinsichtlich ihrer systemsprengenden Kraft überschätzt; vielleicht wurden die Anpassungsleistungen des Kapitalismus hinsichtlich der allgemeinen Arbeitsverhältnisse unterschätzt. Darum geht es hier nicht. Es geht um die allgemeine Methodik; es geht darum, daß Marx und Engels (und in gewissen Grenzen auch Lenin) das Augenmerk richten auf das *Entstehen realer Übergangsformen, progressiver Produktionsformen im Kapitalismus* unter dem Druck gesellschaftlicher Produktivkräfte. Und das ist eine Strategie der Analyse, die unter Vorherrschaft des 68er Revolutionarismus keine Bedeutung erlangen konnte.

Versuchen wir, diese Analyse-Strategie auf die *Arbeit selbst* auszudehnen. Wenn, wie beschrieben, die gesellschaftlichen Produktivkräfte wachsen, wenn die Arbeit gesellschaftlich wird, wissenschaftlichen Charakter annimmt, wenn der Arbeitsprozeß immer mehr Forschungs- und Entwicklungsprozeß wird, die unmittelbare Produktionsarbeit an Bedeutung verliert, dann hat dies gravierende Auswirkungen. In dem Maße, wie die Arbeit diesen Charakter annimmt, *ändert sich der Maßstab gesellschaftlichen Reichtums*. Die Einsparung von Arbeitszeit wird für die Produktion des gesellschaftlichen Reichtums unbedeutend gegenüber der Produktivität wissenschaftlicher Arbeit. Damit wird, wie Marx sagt (Marx 1857/58, S. 592f), die *Entwicklung und Entfaltung der Persönlichkeit selbst zur Quelle der Arbeitsproduktivität und des Reichtums*. Im System der Produktivkräfte wird das *menschliche Produktivkraftsystem* entscheidend. Kapitalistische Rationalisierung selbst ändert ihren Charakter. Nicht die Einsparung von unmittelbarer Arbeitszeit, sondern die Anwendung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts wird zur entscheidenden Rationalisierungsquelle. Eine Rationalisierungs-Strategie der *Minimierung von Arbeitszeit* wird abgelöst durch eine Strategie der *Optimierung von Arbeitszeit*. Und das ist in letzter Instanz Determinante für das Entstehen "neuer Produktionskonzepte" (Kern/Schumann), deren Hauptinhalt in der Entdeckung der Produktivkraft Mensch gesehen wird.

Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse 2

Auch wenn der Kapitalismus real progressive Wirkungen hinsichtlich des Systems der Produktivkräfte zeitigt, so lassen sich eine Reihe von Rückwirkungen auf das Produkktivsystem identifizieren, die dieses nicht in seiner grundsätzlichen Struktur determinieren, aber einzelne Züge desselben deformieren. Diese *peripheren Deformationen* sind als Effekte der kapitalistischen Anwendung der Produktivkräfte auf die Produktivkräfte selbst zu analysieren.

Der wahrscheinlich nach wie vor im Hinblick auf die sozialen Auswirkungen wichtigste Aspekt ist der der *kapitalistischen Anwendung* der Produktivkräfte. Dieser Anwendungsaspekt bezieht sich zuallererst auf die *obersten Ziele*, auf die Entwicklung und Einsatz der Produktivkräfte gerichtet sind. Es bleibt auch nach 150 Jahren wahr, daß es ein Unterschied ist, ob mit Hilfe modernster Technik der Profit vermehrt oder die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse vorangetrieben wird. Diese unterschiedliche Zielorientierung drückt sich vor allem in Unterschieden in der *sozialpolitischen Gestaltung* des sozialen Umfelds und der sozialen Konsequenzen des Produktivkraftfortschritts aus. In einer sozialistischen Planwirtschaft führt die technisch bedingte Freisetzung von Arbeitskräften nicht zu Arbeitslosigkeit; in einem sozialistischen Umfeld sind Arbeitssicherheit und Arbeitsschutz, soweit sie von sozialpolitischer Gestaltung abhängen, besser gewährleistet als unter kapitalistischen Bedingungen. Hinsichtlich des Arbeitsprozesses selbst zeigt sich der Anwendungsaspekt der Produktivkraftentwicklung in Differenzen in der *arbeitsorganisatorischen Ausle-*

gung der Arbeit. Die Chancen für Qualifizierung, Mitsprache und Produktionsdemokratie steigen, sofern Profitmaximierung nicht mehr das zentrale Unternehmensziel ist.

Freilich müssen zwei Dinge gegenüber der traditionellen Theorie besonders betont werden. Die Anwendungsseite von der Technik als solcher zu unterscheiden erlaubt *nicht*, alle 'negativen' Aspekte der Anwendungsseite zuzuschlagen. Die Technik als Element des Systems der Produktivkräfte zu begreifen, bedeutet auch, daß die Technik als solche problematisch sein kann, daß es Widersprüche im Produktivkraftsystem selbst geben kann. Ich glaube, daß in dieser Hinsicht die klassischen Texte mehrdeutig sind. In den entsprechenden Passagen des 'Kapitals' wird zwar im wesentlichen der Anwendungsaspekt von Technik vor allem unter dem Gesichtspunkt ihrer arbeitsorganisatorischen Seite thematisiert. Aber die komplizierten Fragen der technischen Aspekte der Arbeitsorganisation werden nicht diskutiert. Außerdem unterstellen viele Beschreibungen des 'Kapitals', daß der Anwendungsaspekt sich auch irgendwie in der Maschinerie selbst verkörpere. Es gibt in diesem Kontext "außer globalen Versicherungen keine Hinweise, welche der vielen Beschreibungen und Bestimmungen sich denn nun der kapitalistischen Anwendung der Maschinerie verdanken, welche der Technik als solcher geschuldet sind" (Haug 1983, S. 103). In der Tat bleibt es oft bei "ziemlich vagen Versicherungen, daß alle Extreme der kapitalistischen Anwendung geschuldet sind" (ebd., S. 103).

Zweitens ist die Anwendungsseite immer *streng abhängig vom Potential der Produktivkräfte* auf einem bestimmten Niveau der Entwicklung. Um diesen Punkt ganz deutlich zu machen: Die restriktive Anwendungsseite des Kapitalismus erhebt sich in den entwickelten kapitalistischen Ländern auf einem ungeheuren Potential von Produktivkräften. Die sozialistischen Produktionsverhältnisse erheben sich dagegen auf einem relativ gering entwickelten Produktivkraftsystem. Diese Tatsache ernst zu nehmen, führt zu der interessanten und zugleich provokanten Schlußfolgerung, daß in der empirischen Realität die Anwendungsseite geringer ins Gewicht fallen kann als die sozialen Effekte des Produktivkraftsystems selbst. Es ist beispielsweise unbestreitbar, daß sozialistische Länder weniger ergonomische Computersysteme einsetzen als kapitalistische; es ist auch nicht bestreitbar, daß AKWs tatsächlich in sozialistischen Ländern weniger sicher sind als zumindest in einigen kapitalistischen Ländern.

Zweifelloso hat die kapitalistische Anwendung der Produktivkräfte Auswirkungen auf Struktur und Inhalt der Produktivkräfte selbst. Sie hinterlassen *begrenzte Deformationen* im System der Produktivkräfte. Dabei sind vor allem die folgenden Aspekte wesentlich:

Der erste hängt mit den, dem Prinzip der Profitmaximierung entspringenden *Disproportionen* der Entwicklung der Produktivkräfte zusammen. Die Entwicklung bestimmter Bereiche wird aufgrund ihrer Profitabilität vorangetrieben, andere Entwicklungen werden vernachlässigt. Ein prägnantes Beispiel hierfür ist zweifellos die Ausbeutung der Energieträger in der westlichen Welt und die Entwicklung der damit verbundenen Technologien und Techniken. Der Verbrauch von Öl als Brennmaterial wurde viele Jahre wegen der günstigen Preise vorangetrieben, obwohl die begrenzte Verfügbarkeit des Erdöls sowie seine Unangemessenheit als Brennmaterial bekannt waren. Dadurch geriet die Struktur des Energieverbrauchs in ein absolutes Mißverhältnis zu den vorhandenen Ressourcen und zu einer langfristigen rationellen Verbrauchsstruktur. Allerdings darf man diesen Gesichtspunkt nicht überspannen. Es wäre so naheliegend wie falsch, nun die Mängel in der Erschließung etwa der Sonnenenergie und die Konzentration auf Kernenergie auf die kapitalistische Rationalität zurückführen zu wollen. Alle, Progressive wie Konservative, Sozialisten wie Bürgerliche, waren vor 30 Jahren davon überzeugt, daß die Kernspaltung die Energieprobleme lösen würde. Die Konzentration auf Kernenergie hatte nichts mit der Alternative

zwischen Kapitalismus und Sozialismus zu tun! Es ist nun einmal so, daß man vor der Entwicklung bestimmter Technologien nicht sicher sein kann, ob sie wirklich auf Dauer anwendbare Technologien sein werden. Eine gewisse Unsicherheit ist unausrottbar! Deshalb ist es auch heute noch gar nicht entscheidbar, ob beispielsweise die Zukunft der Energiegewinnung in der Kernfusion, in der Sonnenenergie oder vielleicht doch in der Kernspaltung liegen wird. Man kann im voraus nicht sagen, welche technischen Probleme sich in diesem Zusammenhang noch stellen werden, welche befriedigend gelöst werden können, welche nicht gelöst werden können usw. Das sind *offene* Fragen, die die Wissenschaft und die Erfahrung entscheiden müssen, und sie sind vollkommen unabhängig von der Systemfrage.

Eine spezifische Seite der Disproportionalität ist das starke Gewicht der Destruktivkräfte. Man kann sagen, daß es in den entwickelten kapitalistischen Ländern ein komplettes *Destruktivkraft-System* gibt. Die Disproportionalität besteht hier darin, daß produktives Potential gebunden und in unproduktive Bahnen gelenkt wird. Deutlich wird dies an Forschungs- und Entwicklungsprojekten, die nicht oder nur sehr indirekt dem Fortschritt des Produktivsystems dienen. Aber dies gilt freilich nicht absolut. Es wäre beispielsweise verfehlt, aufgrund der zentralen Stellung der Computertechnik im militärischen Bereich auf den "militaristischen" Charakter der Prinzipien der Informatik schließen zu wollen (Bickenbach u.a. 1985). Die in diesem Zusammenhang zur Beweisführung angeführten Initiativen des amerikanischen Department of Defense, die zu weiterer Miniaturisierung von Computern, höherer Prozessorleistung durch Architekturen der Parallelverarbeitung, zu intelligenten Programmen und adäquaten Programmiersprachen der 5ten Generation beitrugen, haben ihre Parallele in den rein zivilen Forschungsprogrammen der japanischen Regierung.

Eine weitere spezifische Seite der Disproportionalität ist die *Redundanz* der technischen Entwicklung. In vielen Forschungslabors wird an den gleichen Problemen gearbeitet, ohne daß eine effektive Kooperation möglich wäre. Das Prinzip der Geheimhaltung, Effekt der kapitalistischen Konkurrenz, verstärkt diesen Aspekt. Dies führt nicht nur zu Mehrfachentwicklungen mit einer ungeheuren Verschleuderung von Ressourcen. Die verschiedenen Systeme passen anschließend auch nicht zusammen. 'Inkompatibilität' d.h. Unverträglichkeit zwischen technischen Systemen, ist eine der Haupterscheinungen und eines der gravierendsten Probleme der Technikentwicklung. Freilich muß man erkennen, daß es auch hier Grenzen gibt. Erstens Grenzen durch Industriestandards, die teilweise institutionell abgesichert sind, wie etwa die Fernmeldehoheit der DBP in der BRD. Zweitens sind gewisse Sonderentwicklungen aus technischen Gründen nicht zu umgehen. Effektive Textverarbeitungssysteme etwa waren lange Zeit aus rein technischen Gründen mit herkömmlichen DV-Maschinen unvereinbar. Deshalb entstanden hier Spezialrechner, die mit DV-Systemen nicht kompatibel waren. Bis zu einem gewissen Grad war diese Entwicklung unvermeidlich.

Die bisher genannten Aspekte betreffen die technischen Produktivkräfte selbst gar nicht. Daß im Kapitalismus die verschiedenen Techniken der Energiegewinnung diskontinuierlich, im Sozialismus kontinuierlich entwickelt werden, macht noch keinen Unterschied in den Techniken selbst aus. Nur *untergeordnet* ist auch die 'Technik als solche' durch die spezifisch kapitalistischen Verhältnisse geprägt. Zusammenfassend kann dieser Aspekt als *defizitäre Auslegung technischer Systeme* in Hinsicht auf die *Persönlichkeitsförderlichkeit* beschrieben werden.

Charakteristisch für den Kapitalismus ist die *restriktive Handhabung des progressiven Potentials* der Produktivkräfte. Die Produktivkräfte bieten auf bestimmtem Entwicklungsniveau jeweils bestimmte Entfaltungsmöglichkeiten. Unter kapitalistischen Bedingungen werden diese Möglichkeiten unzureichend

genutzt. Man kann dies demonstrieren an den Möglichkeiten, die die Computertechnik auf dem derzeitigen Niveau der Entfaltung der Produktivkräfte bietet. Sie ermöglicht zunächst die Reduktion körperlicher Belastungen (Hardware-Ergonomie). Darüber hinaus besteht die Möglichkeit, psychisch-nervliche Belastungen zu reduzieren. Von psychisch-nervlichen Belastungen kann immer dann gesprochen werden, wenn die Arbeit objektiv als Belastung beschrieben werden kann, *ohne* daß Anforderungen hinsichtlich der Denktätigkeit gestellt werden. Verbesserungen in diesem Bereich gehören in das Gebiet der Software-Ergonomie. Schließlich eröffnet sich die Chance, die Arbeit persönlichkeitsfördernd zu gestalten, so daß permanent Anforderungen im Hinblick auf strategisch-innovative Denkleistungen gestellt werden. Interessant ist nun, daß dieser letzte Aspekt, der sich unter den Bedingungen der Computerisierung als reale Möglichkeit stellt, in den aktuellen Diskussionen der Organisationswissenschaft überhaupt nicht thematisch ist. Und selbst bürgerliche EDV-Spezialisten weisen nach, daß die Möglichkeiten der Software-Ergonomie nur partiell genutzt werden (M. Mielke, Softwareergonomie setzt User-Beteiligung voraus, in: Computwoche, 11.7.86, S. 47).

Die Restriktivität betrifft zunächst die Benutzerseite technischer und organisatorischer Systeme. Bei gleichem funktional-konstruktiven Komplex und gleicher technischer Arbeitsorganisation können Benutzer-Schnittstelle und strukturelle Arbeitsorganisation unterschiedlich gestaltet sein. Allgemein gilt, daß die Ziele der Software-Ergonomie und Persönlichkeitsförderlichkeit im kapitalistisch induzierten Zielsystem eine untergeordnete Rolle spielen oder gar nicht vorkommen. Diese Aspekte tauchen erst auf, wenn sie für die kapitalistische Produktivität relevant werden. Deutlichstes Beispiel hierfür sind die Projekte der Bundesregierung zur Humanisierung der Arbeit in den 70er Jahren. Ähnlich bei der Software-Ergonomie. Dieses Thema tauchte in dem Moment auf, als die Akzeptanz der Computersysteme selbst relevant für die Produktivität ihres Einsatzes wurde (in den 80er Jahren). Allgemein gilt: Benutzer-Schnittstelle und strukturelle Arbeitsorganisation bleiben in kapitalistischen Gesellschaften hinsichtlich Produktionsdemokratie, Persönlichkeitsförderlichkeit und Ergonomie weit hinter das dem zurück, was objektiv möglich wäre.

Änderungen in der Benutzerseite technischer und organisatorischer Systeme müssen die funktional-konstruktiven Aspekte gar nicht berühren. Arbeitswechsel zwischen verschiedenen Tätigkeiten muß diese Tätigkeiten nicht modifizieren. Benutzerfreundliche Menüführung und ausgeprägte Hilfsfunktionen können bei einer funktional gleichen Text-Software fehlen oder vorhanden sein. Dennoch haben gewisse Modifikationen der Benutzerseite technischer organisatorischer Systeme Rückwirkungen auf die *funktional-konstruktive Lösung* selbst. Funktional-konstruktiver Komplex und technische Arbeitsorganisation können in einem Schichtenmodell beschrieben werden, wobei jede tiefere Schicht instrumentell definiert werden kann im Hinblick auf die Funktionen der jeweils höheren Schicht. Es ist nicht auszuschließen, daß die Benutzerseite technischer organisatorischer Systeme Spuren hinterläßt in den oberen Schichten des funktional-konstruktiven Komplexes und der technischen Arbeitsorganisation. Beispielsweise beinhalten die Maßnahmen zur Aufgabenintegration (Job enrichment) in den 70er Jahren neben arbeitsorganisatorischen Umstellungen auch Änderungen in der eingesetzten Technik. Es entstand dabei freilich keine 'alternative' Technik, sondern es wurden bekannte Techniken in neuer Weise miteinander kombiniert.

Der Gesamtprozeß der organisatorisch-technischen Rationalisierung ist eingebettet in bestimmte *Rationalisierungskonzepte*. Und diese haben ihre systemspezifischen Seiten. Allerdings: Auf kaum einem anderen Gebiet herrscht bei den Nach-68er-Ideologen eine solche Verwirrung wie auf diesem. In aller Regel kommt bei ihnen heraus, daß Rationalisierung als solche, allein die Intention, die Arbeitsproduktivität zu steigern, als kapitalismusspezifisch denunziert wird.

Im Besonderen wird unterstellt, daß die Arbeiter oder Sachbearbeiter objektiv im Gegensatz stünden zur Rationalisierung. In aller Regel haben die qualifizierten Teile der Arbeiterklasse (auch) Vorteile von Rationalisierungsmaßnahmen, die ihnen ausreichend erscheinen, um diese Maßnahmen zu unterstützen. Wer auf einen generellen Widerspruch setzt zwischen den qualifizierten Teilen der Arbeiterklasse und den Rationalisatoren, der hat den Kampf von vornherein verloren.

Die *Spezifik* der kapitalistischen Rationalisierungskonzepte kann nicht im Streben nach Erhöhung der Arbeitsproduktivität gesehen werden. Sie ist vielmehr mit den spezifischen Formen verbunden, die der Kapitalismus dem Rationalisierungsprozeß aufzwingt. *Erstens* ist das *Zielsystem* der kapitalistischen Rationalisatoren zentriert um das Ziel der Profitmaximierung. Andere Ziele, die den Interessen der Arbeiterklasse entspringen, bleiben dem untergeordnet oder fehlen vollständig. Die Ziele betrieblicher Rationalisierungsprojekte drehen sich fast ausschließlich um Kosteneinsparung, insbesondere um Einsparungen von Personalkosten; Ziele wie Erleichterung der Arbeit, Senkung der Belastungen, Erhöhung der qualifikatorischen Anforderungen von Arbeitsprozessen sind bestenfalls dem Hauptziel untergeordnet, oft genug nur zu propagandistischen Zwecken vorhanden. Dieser Zielzusammenhang wird sozusagen sekundär deformiert durch die *Machtinteressen* der verschiedenen in den Rationalisierungsprozeß implizierten Instanzen. Diese Machtinteressen (etwa der zentralen Organisationsabteilung, der einzelnen Fachabteilungen usw.), die Rationalisierungsprojekte bis zur Antiproduktivität verzerren können, werden oft erst durch profitorientierte Organisationsformen (etwa profit center als innerbetriebliche Organisationsform) erzeugt.

Die Zentriertheit um den Profit führt zu spezifischen Deformationen des Rationalisierungsbegriffs selbst. Rationalisierung wird *zweitens* auf *einzelbetriebliche* Rationalisierung beschränkt. Es gibt aber einen unüberschreitbaren Widerspruch zwischen einzelwirtschaftlicher und gesamtwirtschaftlicher Rationalität. Was innerbetrieblich die Kosten senkt, etwa Einsparung von Arbeitskräften oder Intensivierung der Arbeit, kann gesamtwirtschaftlich die Kosten erhöhen, etwa durch Zunahme der Arbeitslosigkeit oder durch Anstieg des Krankenstandes. Dieser Widerspruch und die damit einhergehende Verengung des Rationalisierungskonzepts ist im Kapitalismus unaufhebbar.

Rationalisierung wird *drittens* im Sinne einer auf *kurzfristige* Rationalisierungseffekte verengten Strategie verstanden. Was kurzfristig zu Kosteneinsparungen führt, kann langfristig die Kosten erhöhen. Deutlichstes Beispiel ist die Zerstörung der Umwelt; die Einleitung von Abwässern etwa in Flüsse ist kurzfristig kostengünstig, langfristig zerstört sie die Reproduktionsbedingungen. Eine solche kurzfristige Betrachtung ist dem Kapitalismus eigen. Vielfach zählt nur das nächste Planjahr, und es gibt unendlich viele Beispiele aus der Praxis, wo einer kurzfristigen, vorzeigbaren technischen Lösung eine langfristige sinnvolle Lösung geopfert wurde.

Es gibt eine starke *Affinität* zwischen *kapitalistischer Produktion* und *Reduktion der Arbeitszeit* als Prinzip der Rationalisierung. Vielleicht ist das überhaupt die historische Leistung der kapitalistischen Epoche der Entwicklung. Dies aber führt zu einer *materialen Reduktion* des Begriffs von Rationalisierung. Sie wird ausschließlich verstanden als Methode, eine vorhandene Arbeit in kürzerer Zeit, d.h. mit weniger man power zu bewältigen. Das ist für den Taylorismus typisch; aber auch neuere Ansätze der Arbeitswissenschaft bringen hier keine wesentlichen Fortschritte. Hier tritt 'der Mensch' zwar stärker hervor, aber das führt bestenfalls dazu, Konzepte zum Abbau von Arbeitsbelastung stärker zu gewichten. Entsprechend werden dann Produktivität und Humanität in ein (meist unauflösliches) Spannungsverhältnis gebracht. Der entscheidende neue Gesichtspunkt aber wäre, die *Entwicklung der Persönlichkeit* selbst als Produk-

tivitätsfaktor zu betrachten. Und dieser Gesichtspunkt, der mit der Automation an Gewicht gewinnt, ist es, der von der kapitalistischen Rationalität ungenügend berücksichtigt wird. Die Entwicklung der Produktivkräfte selbst zwingt dem Kapital jedoch die Ausnutzung dieser Produktivitätsquelle auf. Das ist der zentrale Widerspruch, der sich durch Theorie und Praxis der Rationalisierung unter den heutigen Bedingungen zieht.

Um es noch einmal zu betonen: Disproportionalität, defizitäre Auslegung technischer Systeme sowie restriktive Rationalisierungskonzepte sind der Sache nach unter kapitalistischen Bedingungen stets nachweisbar, ihre konkreten Formen hängen aber sehr stark vom Stand der Produktivkräfte, vom Stand der Klassenauseinandersetzung, von der Stärke der einzelnen Klassenkräfte und von spezifischen Umständen ab. Eine konkrete Analyse muß immer beide Seiten berücksichtigen, die peripheren Deformationen des Produktsystems und die Anpassungsleistungen an die Dynamik der modernen Produktivkräfte mit all ihren progressiven Effekten.

Exkurs: Produktivkräfte und soziale Umwälzung

Es gibt verschiedene Modelle, um den Zusammenhang zwischen Entwicklung der Produktivkräfte und der sozialen Revolution darzustellen. Ein erstes Modell ist *evolutionistisch*. Es ist mit dem Reformismus und Revisionismus verbunden. Man kann es beschreiben als Modell einer gerichteten Bewegung der Produktivkräfte, in der die Produktionsverhältnisse sich allmählich ihrem Charakter anpassen. Zunächst muß betont werden, daß dieses Modell keineswegs völlig widersinnig ist. Es beschreibt partiell richtig die Anpassungsleistungen des Kapitals an den gesellschaftlichen Charakter der Produktivkräfte. Unbestreitbar ist auch, daß der Reformismus erfolgreich war; seine Praxis hat real zur Verbesserung der Lebenslage der breiten Massen beigetragen. Die Grenzen dieses Modells liegen darin, daß der grundsätzliche Widerspruch zwischen Produktionsverhältnissen und Produktivkräften geleugnet wird.

Das zweite Modell kann als *Katastrophentheorie der Befreiung* bezeichnet werden. Dieser Begriff stammt von Marcuse, und er trifft das Wesen der linksbürgerlichen Ideologie. Man muß erkennen, daß es bei Marx zwei Ansätze zu einer 'Theorie der Befreiung' gibt und daß der eine der Katastrophentheorie Vorschub leistet. Der junge Marx stellte die Befreiung als Resultat der Tatsache dar, daß "der Mensch" vollständig "entmenscht" war; gerade durch Verdichtung alles Negativen im Proletariat sollte dieses zur Befreiung, und zwar zur "totalen", fähig werden. Diese Idee, daß die extremste Negativität die Voraussetzung absoluter Positivität sei, wurde in Marx' Werk nie ganz verdrängt. In der linksbürgerlichen Theorie wurde sie zum Wesen der Befreiungstheorie. Die ganze Lehre von der Integration des Proletariats ist nichts weiter als die Anwendung dieser Lehre. Sie mag eine schöne dialektische Figur darstellen, ist aber ziemlich haltlos.

Es gibt einen anderen Ansatz in der Marxschen Theorie. Hier tritt das Proletariat nicht als Repräsentant des schlechthin Negativen auf, sondern als "Agent" eines Positiven, nämlich des Systems der Produktivkräfte. Die Arbeiter sind hier gerade insofern die revolutionäre Klasse, als ihre Interessen direkt mit dem Fortschritt des Systems der Produktivkräfte verbunden sind. Dieser Ansatz führte aber zur Theorie der *einfachen Repräsentanz* und der *linearen Verschärfung* der Widersprüche (siehe oben). In der Tat liegt es dann nahe, die Arbeiter als Repräsentanten der Produktivkraft und die Bürger als Repräsentanten der Produktionsverhältnisse darzustellen und die Anpassungsleistung der bürgerlichen Klasse zu unterschlagen. Es ist dann nur logisch, von einer permanenten Verschärfung der Widersprüche auszugehen. Man könnte dieses Modell als das einer *eindeutig gerichteten Wellenbewegung* beschreiben, wobei die Wellen die

Krisen darstellen, deren Richtung die permanente Verschärfung bis hin zur Revolution ist.

Vielleicht muß man die ganze Theorie einer eindeutig gerichteten Bewegung aufgeben. Zwar ist es richtig, daß der Widerspruch zwischen privater Aneignung und gesellschaftlicher Produktion dem Kapitalismus wesenseigen ist. Nimmt man aber die Anpassungsleistung der bürgerlichen Klasse ernst, so muß damit nicht die Annahme verbunden sein, daß sich dieser Widerspruch notwendig verschärft. Es ist durchaus annehmbar, daß es Phasen der Verschärfung und der Abschwächung gibt, ohne daß sich auch auf der Ebene der allgemeinen historischen Tendenz eine eindeutige Gerichtetheit ergibt.

Man beachte die Auswirkungen dieser Theorie von der eindeutig gerichteten Bewegung. Meine These ist, daß es in der Tradition der Kommunistischen Internationale niemals gelang, eine *Taktik* auszuarbeiten, die den Bedingungen einer *strategischen Defensive* der Arbeiterbewegung angemessen war. Selbst in Phasen wie der ausgehenden Weimarer Republik wurden Offensivtheorien verfochten; und ein jüngstes Beispiel für diese Tendenz sind die »Thesen zum 8. Parteitag der DKP«, die den Eindruck vermitteln, als sei die jüngste Geschichte eine einzige Vorwärtsbewegung zugunsten der progressiven Kräfte. Immer wenn eine defensive Taktik entwickelt wurde, war es zu spät, wie etwa, nach dem Sieg des Faschismus, auf dem 7. Weltkongreß der Kommunistischen Internationale. Der Grund für diese Schwierigkeiten, sich auf defensive Phasen einzustellen, liegt auf der Hand. Die Theorie der gerichteten Bewegung unterstellt einen permanenten Aufwärtstrend, der höchstens *temporär und oberflächlich* unterbrochen werden kann.

Vielleicht muß man die ganze Theorie von *Reform und Revolution* revidieren. Im Rahmen aller evolutionistischen Ansätze wurde die Reform gegen die Revolution gestellt. Im Rahmen der revolutionaristischen Ansätze wurde mehr oder minder direkt die Revolution gegen die Reform ausgespielt. Dies gilt nicht nur für die Katastrophentheorien der Befreiung. Das Luxemburgsche Konzept von Reform und Revolution z.B., das gegen Bernstein entwickelt wurde, ist hoffnungslos revolutionaristisch. Nimmt man Luxemburgs Aussagen wirklich ernst, dann haben Reformen nur eine negative didaktische Funktion, sollen dem Bewußtsein die Unmöglichkeit von Sozialreformen demonstrieren. Der Kern ihres Theorems besteht eindeutig darin, daß Sozialreformen *keine realen Verbesserungen* der Lage der Arbeiter bringen. Man sollte endlich einsehen, daß der Luxemburgismus ein vollkommen fehlgeleitetes Unternehmen ist. Aber die anderen Ansätze sind ja nicht besser. Lukács in seiner leninistischen Phase (von »Geschichte und Klassenbewußtsein« will ich gar nicht reden) hielt einzig das Entstehen von Sowjets für revolutionär im Unterschied zum Reformismus (Lukács 1924). Es hat aber nie mehr einen Übergang zum Sozialismus durch Sowjets gegeben; und heute eine Strategie des Übergangs zum Sozialismus auf das Entstehen von Sowjets gründen zu wollen, wäre hoffnungslos illusionär. Sich am Parlament beteiligen, um es zu zerschlagen - das ist die leninistische Position, eine Position, mit der man schlicht und einfach keine Politik machen kann; das Parlament durch Sowjets ersetzen, unbedingt die bewaffnete Revolution ins Kalkül ziehen, die herrschende Klasse mit Gewalt niederhalten (bis hin zum Entzug von Freiheitsrechten) - das ist die Konzeption revolutionärer Politik bei Lenin. Man kann einzelne Aussagen Lenins entgegenhalten, die das leicht relativieren; das ändert aber nichts daran, daß die genannten Positionen bei Lenin (und in der Tradition der 3. Internationale) revolutionäre gegen reformistische Politik definieren. Daß man heute nach relativierenden Bezugsstellen sucht, hat einen guten Grund. Mit dieser Politik kann man in den entwickelten kapitalistischen Ländern keine Massen gewinnen. Der sogenannte moderne Revisionismus ist nichts weiter als das Eingeständnis dessen. *Anders als über Strukturreformen kommt man in den Metropolen nicht zum Sozialismus.*

Literatur:

- Althusser L./ Balibar E., Das Kapital lesen (1965), 2 Bände, Reinbek bei Hamburg.
- Benz-Overhage K., Die Fabrik der Zukunft, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 10/84, S. 1207ff.
- Bickenbach J. u.a., Militarisierte Informatik; Schriftenreihe Wissenschaft und Frieden Nr. 4, Marburg 1985.
- Blauner R., Alienation and Freedom, Chicago-London 1964.
- Engels F., Herr Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft (1878), Berlin (DDR) 1970.
- Furth P., Eine konservative Verteidigung des Marxismus. Arbeit und Dialektik in der marxistischen Philosophie, in: Düsseldorfer DEBATTE 10/85 S. 3ff.
- Fürstenberg F., Die Soziallage der Chemiearbeiter, Neuwied und Berlin 1969.
- Goldberg J., Kritik alternativer Vorstellungen in marxistischer Sicht, in: IMSF (Hg.), Die Alternativen der Alternativbewegung, Frankfurt 1984, S. 27ff.
- Habermas J., Technik und Wissenschaft als "Ideologie", Frankfurt 1968.
- Haug F., Verelendungsdiskurs oder Logik der Krisen und Brüche? Marx neu gelesen vom Standpunkt heutiger Arbeitsforschung, in: Aktualisierung Marx, Argument Sonderband 100, Westberlin 1983, S. 101ff.
- Heimbrecht J., Umweltschutz und Sicherheit bei Kernkraftwerken, in: J. Grumbach (Hg.), Reaktoren und Raketen, Köln 1980, S. 177ff.
- Kern H./Schumann M., Industriearbeit und Arbeiterbewußtsein (1970), Frankfurt 1977.
- Kern H./Schumann M., Ende der Arbeitsteilung? Rationalisierung in der industriellen Produktion. München 1984.
- Lange H., Sind wir Maschinenstürmer?, in: Forum Wissenschaft 1/84.
- Lenin W. I., Werden die Bolschewiki die Staatsmacht behaupten (1917a), in: Lenin ausgewählte Werke, II, S. 443ff, Berlin 1961.
- Lenin W. I., Die drohende Katastrophe und wie man sie bekämpfen soll (1917b), in: Lenin Ausgewählte Werke, II, S. 261ff, Berlin 1961.
- Lenin W. I., Die nächsten Aufgaben der Sowjetmacht (1918), in: Lenin Ausgewählte Werke, II, S. 729ff., Berlin 1961.
- Lukács G., Lenin (1924), Neuwied und Berlin 1969.
- Margulowa T.Ch., Kernkraftwerke, Leipzig 1976.
- Marcuse H., Der eindimensionale Mensch. Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft (1964), Neuwied.
- Marx K., Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie (1857/58), Berlin 1974.
- Marx K., Vorwort zur Kritik der politischen Ökonomie (1859), in: Marx/Engels Ausgewählte Werke, II, S. 501ff, Frankfurt 1970.
- Marx K., Das Kapital. Erster Band (1890), MEW 23, Berlin 1975.
- Marx K., Das Kapital. Dritter Band (1894), MEW 25, Berlin 1975.
- Offe K., Technik und Eindimensionalität. Eine Version der Technokratietheorie? (1968), in: Habermas J. (Hg.), Antworten auf Herbert Marcuse, Frankfurt 1969.
- Sève L., Marxismus und Theorie der Persönlichkeit (1972), Frankfurt 1977.
- Sève L., Marxistische Analyse der Entfremdung, Frankfurt 1978.
- Tjaden K.H., Bemerkungen zum Technikfetischismus von WRL, in: Düsseldorfer DEBATTE 8/9-85, S.55ff.
- Die Literaturangaben gelten für Teil I und II des Aufsatzes von WRL.

Seele ist eine furchtbar schwere Angelegenheit und demzufolge Materialismus eine heitere.

Robert Musil

Zeitschriftenschau

Ironie ist ein Mittel gegen den Klassenfeind.
Hanns Eisler

"Aus Bonn kommen die Losungen nahezu täglich: deutsche Frage, Einheit der Nation, Geschichtsbewußtsein, nationale Identität und ähnliches mehr. In dieser Situation empfehle ich dringend, das Wort 'national' nur noch in ironischem Sinne zu verwenden." Manche werden es nie glauben wollen, aber es ist doch so. Der Satz stand in der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« (17. 12. 86) und da weder in einem Leserbrief, noch Gastkommentar, noch sonstwie redaktionsfernem Beitrag. Er wurde von einem der leitenden Redakteure geschrieben und steht in einem Artikel über Schriftstellergespräche mit dem Titel »Deutsche Leiden«. Der Verfasser ist Marcel Reich-Ranicki.

"Daß es nationale Interessen gibt, ist ... offensichtlich. Der ideologische Kampf geht um die Definition dessen, was diese nationalen Interessen jeweils konkret sind. In den vergangenen Jahrzehnten ist es der Rechten allzu oft gelungen, hier das Definitionsmonopol zu erlangen. Ich plädiere dafür, diesen Kräften das Monopol streitig zu machen." Dieser Satz findet sich in der jüngsten Ausgabe des »Forums Wissenschaft« (4/86), in der das Thema Nationalismus besondere Aufmerksamkeit gewann. Er stammt aus einem Aufsatz von Reinhard Kühnl, 'Neuer Nationalismus und Wissenschaft'.

Reich-Ranicki schreibt - das war der Anlaß seiner Bemerkung -: "Auch unserem alten Freund Martin Walser bereitet Deutschland neuerdings viel Kummer. Um 1970 wandte er sich, der damaligen Mode vieler bundesdeutscher Intellektueller willig folgend, dem Kommunismus zu und trat am liebsten auf der Barrikade des Klassenkampfes auf. Aber die Zeiten ändern sich, heute redet man weniger von der Ausbeutung der Massen und desto häufiger von nationalen Belangen."

Reinhard Kühnl fand ganz im Gegenteil heraus: "Der Nationalstaat existiert nämlich tatsächlich. Er ist kein ideologisches Hirngespinnst des Nationalismus, sondern er stellt - auch heute noch und trotz wachsender internationaler Verflechtung - das maßgebliche Subjekt politischen Handelns in den internationalen Beziehungen dar. Marxistisch gesprochen: der Nationalstaat ist die Bewegungsform der Produktivkräfte und der politischen und sozialen Kämpfe."

Hat nun wohl Marcel Reich-Ranicki die politische Kontinuität bei Walser verkannt, da er ihm einen Positionswechsel vom "Klassenkampf" zu den "nationalen Belangen" nachsagte; oder hat Kühnl die Theorie des Marxismus etwas überstrapaziert, indem er, "marxistisch gesprochen", den Na-

tionalstaat kurz und bündig "die Bewegungsform der Produktivkräfte und der politischen und sozialen Kämpfe" nannte und die Sache damit zu einer Unentbehrlichkeit des Klassenkampfes machte?

Marcel Reich-Ranicki wundert sich, wie einer, Walser, dem vierzig Jahre die "Alemannen und die Schwaben ungleich wichtiger als die deutsche Frage" waren, sich nun, aus seiner Provinz erhebend, dieser Frage zuwendet. Er hält das für einen Modetrend. Reinhard Kühnl sieht gerade darin ein weiteres und berechtigtes "nationales Interesse", daß "die schwäbische Kochkunst", die "von Uniformierung und Barbarisierung nach Art Mac'Donalds zerstört zu werden droht", dem "Kulturimperialismus der USA" entgegentritt.

Korrekterweise ist der Geschichtskontroverser hinzuzufügen, daß Reich-Ranicki sich über Walsers gesamtdeutsche Nationalidee verwundert zeigt und es sympatischer findet, wenn dagegen Kroetz seine Neigung für zwei deutsche Staaten ausdrückt. Kühnl aber spricht nur von der Bundesrepublik, die er gern "zu einem ganz normalen Nationalstaat" machen möchte, "der die bestehenden Gren-

zen nicht infrage stellt und seine Nachbarn im Osten wie im Westen nicht durch territoriale Forderungen und Vormachtsansprüche beunruhigt und bedroht."

Aber es ist das Dilemma dieser Bescheidenheit, daß ja nicht sie zu bestimmen hat, was Normalität ist. Große historische Ereignisse haben nichts normales an sich. Und die Teilung Deutschlands vor vierzig Jahren war ein großes historisches Ereignis. Wer möchte, daß an den neuen Grenzen nicht spekuliert wird, und das wollen weder Kühnl noch Walser, folgt dann doch besser dem Rat Reich-Ranickis, das Wort national nur noch ironisch zu verwenden. Denn schon hat die SPD die noch gar nicht vorhandene kleine nationale Lösung der Bundesrepublik mit einer Last befrachtet, die jede "Normalität" im Ansatz sprengen müßte. Sie möchte, so ihr Fraktionsführer Vogel, die kleine Lösung mit einer großen Idee verbinden. In den Grenzen der BRD soll die Gesamtnation als "Kulturnation" überleben. Die aber ist gerade diskreditiert, ist Vergangenheit und wäre nur brauchbar als eine über sich hinausgreifende Idee. Auch davon läßt man darum besser die Finger.

T.N.

Detroit: Der Vorstandsvorsitzende des amerikanischen Chrysler-Automobilkonzerns, Lee Iacocca, hat nach eigenem Bekunden wegen der schlechten Wirtschaftsaussichten keine Lust, sich für die Demokraten 1988 um die Präsidentschaft zu bewerben. In einem Interview sagte Iacocca, in ein paar Jahren werde es mit der amerikanischen Wirtschaft vermutlich bergab gehen; er habe keine Ahnung, was man dagegen machen könne...

Süddeutsche Zeitung, 30.12.86

die

Zeitschrift für Literatur, Kunst und Kritik

hören

Herausgegeben von
Kurt Morawietz

„Größte und wichtigste Literaturzeitschrift in deutscher Sprache“ (NDR). „Wichtigste Kulturzeitschrift“ (Aspekte/ZDF). „Eine Publikation von internationalem Format und Ruf“ (Börsenblatt des Deutschen Buchhandels). Alfred-Kerr-Preis 1980.

„Konkurrenzlos auf der ganzen Strecke zeitgenössischer Literatur“ (Die Weltwoche, Zürich). „Ein Stachel ins Hirn des belletristischen Lesers“ (DIE ZEIT). „Eine der wenigen Literaturzeitschriften, die es geschafft haben, Qualität und Dauer zu vereinen“ (Frankfurter Rundschau). „Eine der gescheiterten und konsequentesten unter den Zeitschriften in Deutschland“ (Times, London).

„Die einzige Zeitschrift ihrer Art, die zu einer ernsthaften Konkurrenz der fest etablierten Zeitschriften großer Verlage geworden ist“ (Die Tat, Zürich). „Nichts von der Stange, richtig was zum Lesen“ (Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt).

JETZT IM 32. JAHRGANG. Mit bisher 144 Ausgaben. Literatur & Politik. Wirklichkeit & Visionen. Ästhetik & Utopie. Poesie & Geschichte. Heimat & Exil. Klassik & Moderne. Von Büchern & Menschen. Vergessene Autoren. Formen des Widerstands. Literatur als Gedächtnis der Welt. Motto: „Man muß die Leute inkommodieren, ihnen ihre Behaglichkeit verderben, sie in Unruhe und Erstaunen setzen“

(Friedrich Schiller).

»die hören« im
Wirtschaftsverlag

nw

Verlag für neue Wissenschaft GmbH
Postfach 10 11 10
2850 Bremerhaven 1

Jahresabonnement
(4 Bände): DM 44,-;
Einzelausgabe
(jeweils ca. 220 Seiten):
DM 12,80,
zzgl. Versandkosten



F 7020 E
017007772/00187/00003
HERRN
WOLFGANG ALBERS
PFALZBURGER STR. 72 A
1000 BERLIN 15

###

Handwritten: R-IV

geplant für
2/87
Februar

Herbert Claas
Marx und Ford

Michael Schneider
Ketzerische Betrachtungen über den gegenwärtigen Literaturbetrieb

Bernd Greiner
Intellektuelle und Politik in den USA

Peter Maiwald
Neue Gedichte

außerdem Texte von Michael Ben, Eberhard Fehrmann, Bernd Fichtner, Peter
Furth, Thomas Neumann, Alexander Puschkin, WRL

(ab 7. Februar)